

IV. Spurensuche.

Geschlechtliche Differenzierung im disziplinären Vergleich

MARTINA MERZ UND CHRISTINA SCHUMACHER

Nachdem wir in Kapitel III die epistemischen Kulturen der ausgewählten Disziplinen beschrieben haben, wenden wir uns in diesem Kapitel der Frage zu, ob und auf welche Weise sich die Geschlechterdifferenz in den vier Untersuchungsfeldern artikuliert. Im Gegensatz zu quantitativen Studien, die das Geschlecht als ›Zählvariable‹ behandeln und primär an den strukturellen Determinanten der Untervertretung von Frauen interessiert sind, stehen für uns die Mikrokonstellationen im Vordergrund, die den statistischen Zusammenhängen zugrunde liegen: die Realitätskonstruktionen, die das individuelle Handeln anleiten, und die Art und Weise, wie die Geschlechtszugehörigkeit im professionellen Handeln markiert (oder gerade umgekehrt: negiert) wird. Wie präsentieren sich die wissenschaftlichen Arbeits- und Karrierebedingungen aus der Perspektive der Betroffenen, und wie sieht ihr Wissenschafts- und Berufsverständnis aus? Sind Geschlechterunterschiede in den Deutungen festzustellen, und unterscheiden sich diese je nach Disziplin? Ist die Geschlechterdimension subjektiv überhaupt relevant, und wenn ja, für wen – für Männer oder für Frauen (IV/1)? Weiter interessiert uns, inwieweit die verschiedenen Formen der Darstellung von Professionalität geschlechtlich imprägniert sind. Ist es tatsächlich so, dass Professionalität und Expertise einen männlichen *bias* haben und Frauen folglich vor die Alternative gestellt sind, sich entweder den professionellen Verhaltensnormen zu unterziehen (und sich dafür als Frau unsichtbar zu machen) oder die Standards der hegemonialen Weiblichkeit zu erfüllen

(und dafür als unprofessionell zu gelten) – und haben nur Frauen dieses Problem (IV/2)?¹

Unsere Studie hat explorativen Charakter. Entsprechend sind die Antworten auf diese Fragen vorläufig. Zum einen bezieht sich unser Datenmaterial vorwiegend auf Angehörige des Mittelbaus. Professorinnen sind zu spärlich gesät, um sie zum Gegenstand einer ethnographischen Studie zu machen. Zum anderen beschränken sich unsere Beobachtungen auf das Alltagsgeschäft der Wissenschaft; zu Interaktionskontexten, in denen die Weichen für spätere Karrieren gestellt werden – wie Berufungskommissionen, Habilitationsausschüsse oder Herausgebersitzungen von Zeitschriften –, hatten wir keinen Zugang.

Hinzu kommt ein grundsätzliches Problem methodischer Art. Wer die Geschlechterunterscheidung zum Thema macht, ist im praktischen Vorgehen dazu gezwungen, das Ergebnis, nach dem eigentlich gefragt wird, als Voraussetzung zu unterstellen, nämlich dass die beiden Geschlechter bereits unterschieden sind (vgl. Gildemeister u.a. 2003). Stefan Hirschauer (2001a) nennt die Suche nach Geschlechterunterscheidungen ein Beobachtungsschema, für dessen Verwendung keine »Stoppregel« (ebd.: 213) existiere. Carol Hagemann-White (1993) identifiziert den Ansatzpunkt des Problems schon in einer elementaren Phase des Forschungsprozesses: Bereits über ihre Interaktion im Feld werde die Forscherin zur Beteiligten am Prozess der Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. Gewissermaßen als Gegenmittel empfiehlt sie der Forscherin den »soziologischen Doppelblick« (ebd.: 75). Der engagierten Binnenperspektive während der Datenerhebung sei die distanzierte Außenperspektive in den konzeptionellen und analytischen Forschungsphasen entgegenzusetzen. Zweifellos lässt sich das Dilemma mit methodischen Tricks zwar kontrollieren, aber nicht restlos aus der Welt schaffen (vgl. auch Gildemeister u.a. 2003). In unserer Studie versuchten wir die Gefahr der »Vorab-Einspeisung von Differenzannahmen« (ebd.: 403) möglichst gering zu halten. Zum einen haben wir die Geschlechterdifferenz nicht selbst zum Thema gemacht, sondern es unseren Gesprächspartnern und -partnerinnen überlassen, darüber zu sprechen (oder auch nicht). Zum anderen richtete sich die Orientierung unserer Beobachtungen in erster Linie auf disziplinäre, nicht auf geschlechtliche Diffe-

1 | Diese These einer Inkompatibilität der Bewertungsmaßstäbe zieht sich durch die gesamte Geschlechtersoziologie, angefangen bei Simmels Aufsatz über »Das Relative und das Absolute im Geschlechterproblem« (1911/1985) über Rosabeth Moss Kanter (1977), die an Simmel anschließt und seine Überlegungen in eine empirische und berufssoziologische Fragestellung übersetzt, bis hin zu aktuellen Arbeiten zum Spannungsverhältnis von *doing female* und *doing professional* im Wissenschaftsbereich (u.a. Traweek 1988; Dryburgh 1999; Wiesner 2002).

renzen. Bei der Analyse des Materials hatten wir schließlich nicht primär das Aufspüren tatsächlicher Geschlechterunterscheidungen im Sinn, sondern suchten die Gelegenheitsstrukturen und Potenziale für die Geschlechterdifferenzierung auszuloten. Ein derartiges Vorgehen erlaubte es uns, die Frage ins Zentrum zu rücken, ob – und falls ja, wo – das Geschlecht im wissenschaftlichen Alltag überhaupt Bedeutung hat.

1. *Warming up und cooling out?* Zur Bedeutung von Geschlecht in wissenschaftlichen Laufbahnen

Wissenschaftliche Karrieren verlaufen nicht geradlinig und kontinuierlich. In der Literatur wird ein ganzer Bilderreigen ausgebreitet, um die Diskontinuität akademischer Karrierewege zu veranschaulichen. Die Rede ist von einer »Leiter ohne Sprossen« (Schmeiser 1995), auf der »springen statt klettern« (Krais/Krumpeter 1997) angesagt ist, von »Drehtüren« und einem »Pater Noster der Wissenschaft«². An verschiedenen neuralgischen Knotenpunkten dieser Verläufe differenzieren sich Karrierechancen nach unterschiedlichen Gesichtspunkten aus. Welche Bedeutung hat dabei das Geschlecht?

Mit Ausnahme der Pharmazie gehören die Disziplinen, in denen wir unsere Fallstudien durchgeführt haben, nicht zu den Fächern, die Frauen vorzugsweise wählen. Bei den Studierenden und erst recht nach dem Diplom und der Promotion sind sie in der Minderzahl, wenn auch nicht so ausgeprägt wie in den typischen Männerfächern, wie z.B. der Physik oder der Informatik. Allerdings bestehen zwischen den vier Disziplinen teilweise beträchtliche Unterschiede. Während die Botanik und die Pharmazie eher weiblich konnotiert sind, hat die Architektur ein männlicheres Image. Dies bedeutet, dass sich Männer und Frauen bei ihrer Studienwahl und ihrer Entscheidung für eine wissenschaftliche Laufbahn je nach Disziplin in unterschiedlichem Maße gegen konventionelle Vorstellungen geschlechtsangemessener Studienfächer und Arbeitsfelder durchsetzen und diese Entscheidung für sich und ihre Umwelt auch begründen müssen. Anstatt von vornherein von durchgängigen Geschlechterdifferenzen auszugehen, vermuten wir, dass sich diese je nach Disziplin, aber auch je nach Position und Karrierephase unterscheiden. Wir fragen, ob sich die Bewertungen, Vorstellungen und Erfahrungen von Männern und Frauen in bestimmten Karrie-

2 | Vgl. für beide Metaphern Allmendinger u.a. (1999). Dabei symbolisiert die Metapher des Paternoster, eines stetig umlaufenden Beförderungsaufzugs, im Gegensatz zur Drehtür eine geradlinige steile Karriere, die ihrerseits aber immer in Gefahr ist, unverwandt in die falsche Richtung umzuschlagen.

rephasen stärker unterscheiden als in anderen. Ist das Geschlecht phasenweise mehr oder weniger relevant und zeigen sich in dieser Hinsicht disziplinäre Unterschiede?

Viele Studien weisen nach, dass Frauen nicht erst auf der Ebene der Professuren untervertreten sind (vgl. 1/5). Der Frauenanteil sinkt, quer durch das Disziplinenpektrum, sukzessive mit dem Anstieg der akademischen Qualifikationsstufe bzw. der universitären Position – vom Studium über die Promotion zu Postdoc-Stellen und Oberassistenten hin zu den Professuren. Die Zahlen geben einen Hinweis darauf, dass in verschiedenen Karrierephasen geschlechtsspezifische Selektionsprozesse wirksam werden, die in eklatanten Positionsdifferenzen zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern resultieren. Ergebnisse aus quantitativen Studien legen nahe, die Untersuchung der dieses Phänomen verursachenden Mechanismen bei der Phase des Mittelbaus anzusetzen. Denn bereits in den ersten Jahren nach dem Hochschulabschluss scheinen entscheidende Weichen für oder gegen eine Hochschullaufbahn gestellt zu werden und Karrierechancen sich nach Geschlecht auszudifferenzieren (vgl. Leemann 2002). Quantitative wie qualitative Untersuchungen weisen darauf hin, dass das *cooling out*³ junger Wissenschaftlerinnen, d.h. deren Distanzierung und Entfremdung von der Wissenschaft als Beruf, bereits während der Promotion einsetzt (vgl. Krais/Krumpeter 1997; Allmendinger u.a. 1999).⁴ An diesen Erkenntnissen orientiert sich das vorliegende Kapitel. Wir untersuchen die Geschlechterdifferenzen in wissenschaftlichen Laufbahnen, wie sie sich aus der Optik des Mittelbaus darstellen. Im Zentrum des Interesses

3 | Die *cooling out*-Metapher wurde von Erving Goffman (1952), allerdings in einem völlig anderen Zusammenhang, eingeführt. Anhand des Ablaufs betrügerischer Geldspiele schildert Goffman, wie die Gauner ihr Opfer (*the mark*) nach dem Abzocken »abkühlen«. Ziel dieses *cooling out* ist es, das Opfer zu beruhigen und es dazu zu bewegen, sich den unwiederbringlichen Verlust einzugestehen und das Geschehene zu akzeptieren. Goffman überträgt den Fall auf andere Bereiche des sozialen Lebens, in denen die Notwendigkeit *to cool the mark out* besteht. Er interessiert sich dabei besonders für die verschiedenen Mechanismen des *cooling out* und für die Formen der Adaptation der Betroffenen an den angekündigten Statusverlust.

4 | In ihrer Studie der *Max-Planck-Gesellschaft* (MPG) kommen Allmendinger u.a. (1999) zu folgendem Schluss: »Unsere Daten widersprechen dem häufig berichteten Ergebnis, dass Frauen nach der Promotion, oft zerrissen zwischen Wissenschaft und Familie, ihre wissenschaftlichen Aspirationen aufgeben« (ebd.: 210). Wenn Frauen dennoch mehrheitlich erst *nach* der Promotion die Institute der MPG verlassen, sei dies auf ihre »Zielstrebigkeit« zurückzuführen und auf die Bereitschaft, »Begegnungen auch beenden zu wollen« (ebd.).

stehen disziplinäre Unterschiede und ihre vermuteten Auswirkungen auf die Karrierevoraussetzungen von Frauen und Männern.

Zugang zu den verschiedenen Phasen wissenschaftlicher Laufbahnen vermitteln uns die befragten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen selbst, indem sie ihre Vorstellungen, Erfahrungen und Bewertungen vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Karrierephasen narrativ rekonstruieren und deuten. In unserer Analyse suchen wir Geschlechtereffekte auf verschiedenen Ebenen zu lokalisieren. Wir fragen, ob – und gegebenenfalls wie – Motive für Karriereentscheide und Argumentationen für den eingeschlagenen Weg mit dem Geschlecht der Befragten variieren. Weiter interessieren uns die Geschlechterstereotype, die von den Befragten entweder direkt thematisiert oder indirekt in Anspruch genommen werden. Schließlich untersuchen wir, welche geschlechterdifferenzierenden Konsequenzen aus den Motiven, Argumentationen und Entscheidungen bezüglich des Karriereverlaufs entstehen. Vorweggenommen sei hier die Beobachtung, dass das Material sich der Analyse nach Geschlecht immer wieder zu entziehen drohte. Geschlechterunterschiede sind nicht durchgängig auszumachen und springen nicht ins Auge. Effekte der Selektion nach Geschlecht sind in vielerlei Hinsicht eher indirekte Effekte, die aus einem Zusammenspiel unterschiedlicher und in verschiedenen Variationen verkoppelter Variablen herausgefiltert werden müssen.

Im Mittelpunkt stehen folglich nicht die faktischen Gegebenheiten und Rahmenbedingungen individueller Laufbahnen, sondern ihre Wahrnehmung aus der Perspektive der Teilnehmer. Dieser Ansatz ermöglicht uns, individuelle Laufbahnen aus der Sicht der Akteure miteinander zu kontrastieren. Dabei stellen sich die *Wendepunkte* einer Laufbahn als besonders interessant heraus. An ihnen verdichten sich Entscheidungszwänge und Begründungsverpflichtungen derart, dass sie für die Frage nach der Relevanz der Geschlechtszugehörigkeit besonders aussagekräftig sind.

Einen ersten solchen Wendepunkt bildet der *Studieneinstieg* und die ihm vorangehende Entscheidungsphase. Aufschlussreich ist zunächst, wie die heutigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Weg an die Universität und in ihre Disziplin überhaupt gefunden haben. Denn Selektionseffekte, die auf die Geschlechtszugehörigkeit zurückführbar sind, lassen sich bis in eine der wissenschaftlichen Laufbahn vorgängige Phase zurückverfolgen. Man denke an das »Schwellenproblem« (Sonnert/Holton 1995) der exakten, der Ingenieur- und einiger der Naturwissenschaften, die mit ihrem ausgeprägt männlichen Image Frauen als Angehörige des »falschen« Geschlechts markieren. Wir fragen ob, und gegebenenfalls wie, junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Geschlechtszugehörigkeit und die Geschlechterarrangements ihrer Disziplin im Rahmen der Rekonstruktion ihrer Studienmotivation thematisieren. Einen zweiten Wen-

depunkt stellt die Entscheidung für den *Einstieg in die Wissenschaft* dar. Sie fällt in den meisten (Natur-)Wissenschaften mit der Aufnahme eines Promotionsprojekts zusammen. In verschiedenen Disziplinen ist sie mit ganz unterschiedlichen Bedingungen verbunden, beispielsweise was das Stellenangebot betrifft oder die Ausgestaltung außeruniversitärer Karriereoptionen. Schließlich interessieren die *Zukunftsüberlegungen* der Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Typischerweise werden Aspirationen auf eine akademische Laufbahn im Zusammenhang mit einer Abwägung beruflicher Alternativen außerhalb der Hochschule thematisiert. Es wird argumentiert, dass sich Hochschullaufbahnen im Vergleich zu vielen außeruniversitären Optionen durch hohe Unsicherheit, geringe Planungsgewissheit und eine verlängerte Phase beruflicher Unmündigkeit auszeichnen. Zum einen relativiert diese Behauptung die implizite Vorstellung, ein Verlassen der Universität vor dem Erreichen einer Professur sei unhinterfragt als Scheitern zu interpretieren. Zum anderen tritt in der Gegenüberstellung verschiedener Zukunftsoptionen ein weiterer Aspekt wissenschaftlicher Laufbahnen mit Potenzial für geschlechterdifferenzierende Konsequenzen hervor: das *Berufsverständnis* der jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Hier interessiert außerdem, welche Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit im Vergleich zum Privatleben zugemessen wird, d.h. inwieweit die Wissenschaft als eine Tätigkeit interpretiert wird, die vollständige Hingabe und eine Zurückstellung privater Bedürfnisse erfordert. Wir gehen der Frage nach, ob diese Vorstellungen Ansatzpunkte für Geschlechtereffekte bilden und ob sie sich je nach Disziplin unterscheiden.

Im Folgenden stehen die Wendepunkte wissenschaftlicher Laufbahnen – vom Studieneintritt über den Beginn der Promotion bis hin zur Skizzierung beruflicher Zukunftsentwürfe – zunächst für jede der vier Disziplinen einzeln zur Diskussion (IV/1.1.1 bis IV/1.1.4). Daraufhin wird das Berufsverständnis der Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler herausgearbeitet (IV/1.2). Der nach Disziplinen differenzierende Blick lässt nun nicht nur Disziplinenunterschiede hervortreten, sondern lenkt die Aufmerksamkeit auch auf überraschende Gemeinsamkeiten zwischen den Disziplinen. Die Beobachtungen legen es nahe, Varianten des wissenschaftlichen Berufsverständnisses für die drei Naturwissenschaften – Meteorologie, Botanik und Pharmazie – gebündelt und für die Architektur gesondert vorzustellen (IV/1.2.1). Auch für die anschließende Analyse verschiedener Vereinbarkeitsmodelle zwischen Wissenschaft und Privatleben bietet sich eine solche Strukturierung an (IV/1.2.2). Dem Streben nach Balance in den Naturwissenschaften entspricht das Modell einer Entgrenzung von Beruf und Privatem in der Architektur. Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Familie diskutieren wir schließlich für die vier Disziplinen gemeinsam,

bevor wir in einer Zusammenschau aller Ergebnisse das Material entlang der Geschlechterdimension neu ordnen (IV/1.3).

1.1 Werdegänge zwischen Wendepunkten und Kontinuitäten

1.1.1 Botanik

»Du betreibst Botanik? Das ist doch etwas für Frauen!«
(Physiker im Zwiegespräch mit einem Botaniker)

Aus der Sicht der Befragten ist die Botanik, zu der ein Studium der Biologie mit entsprechender Vertiefung hinführt⁵, ein Fach mit geringen Einstiegshürden. Dies gilt für Männer wie für Frauen. Die Rekonstruktion der für die Wahl des Studienfaches Biologie ausschlaggebenden Motive und Konstellationen fällt den befragten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen leicht, denn sie ist mit wenig Begründungsaufwand verbunden. Fast stereotyp verweisen Botanikerinnen und Botaniker auf ihre frühe Begeisterung für Phänomene der Natur. Anregung dazu boten Familie, Lehrpersonen oder schlicht der Umstand einer ländlichen Herkunft. Die Chiffre der in die Kindheit zurückreichenden Naturverbundenheit bildet ein durchgängiges, von Männern und Frauen gleichermaßen mobilisiertes Motiv. Sein integratives und vermittelndes Potenzial liegt in der ihm innewohnenden interpretativen Flexibilität. In den Erzählungen der Befragten taucht es in drei geschlechtsneutralen Varianten auf.

In einer ersten Version verweist das Motiv der Naturverbundenheit auf die affektive Aufladung von Natur und Pflanzenwelt. Der Entscheid für ein Biologiestudium schließt in dieser Deutungsvariante an die nicht begründungspflichtige, weil im Alltag fraglos gegebene positive Konnotation von Natur und Pflanzenwelt an. Beispielhaft auf den Punkt gebracht wird die Deutung in einem Zitat der wissenschaftlichen Mitarbeiterin Nadine Gomez. Nach der Ursache ihrer bereits während der Schulzeit entflammten Begeisterung für Botanik befragt, verweist sie auf die unmittelbar evidente Attraktivität der Natur: »Man schaut in die Natur und [lachend] man findet sie schön.«

Eine weitere Auslegungsvariante der Naturverbundenheit verdichtet sich im Motiv »Wertebezug«. Er betrifft die anwendungsorientierten botanischen Teilgebiete Naturschutz und Ökologie, die einen normativ aufgeladenen, außeruniversitären Verwendungskontext wissenschaftlichen Wis-

5 | Nur eine einzige der befragten Personen hat nicht Biologie, sondern das ebenfalls für eine Promotion in der Botanik qualifizierende Studienfach Umweltnaturwissenschaften gewählt.

sens bedienen. Exemplarisch reflektiert die Doktorandin Susanne Arn ihre Studienwahl als Konsequenz ihres Wunsches nach einer sinnstiftenden Tätigkeit:

»Mir war's wichtig, dass ich etwas studiere, wo ich dann eine Aufgabe sozusagen habe, wo ich das Gefühl habe, ich tue wirklich etwas Wichtiges. Ich habe Befriedigung gesucht. Und hab mir gedacht, also Biologie und dann in den Umweltbereich gehen, also das stand für mich von vornherein fest.« (Susanne Arn, Doktorandin)

Die Koppelung von ökologischer Forschung und sozialem Engagement, die sich in dieser Deutung ausdrückt, akzentuiert die Sonderstellung der Botanik unter den klassischen Naturwissenschaften. Ihre suggestive Kraft zeigt sich *ex negativo*. Obschon der Werteorientierung kein Deutungsmonopol zukommt, scheint sie auch im Horizont jener auf, die sie nicht für sich in Anspruch nehmen. Während die Doktorandin Lena Kuck dementiert: »Ich hab natürlich nichts gegen Naturschutz, das ist klar. Aber ich forsche nicht, um etwas zu schützen«, betont der Doktorand Dirk Stolz seine Abneigung gegen die »Opfermentalität« ökologischer Forschung: »In die Richtung zähle ich mich nicht.«

Eine dritte Variante des Motivs Naturverbundenheit schließlich hebt den praktisch-handwerklichen Zugang zur Natur hervor, der am prägnantesten in der botanischen Feldarbeit zum Ausdruck gelangt. »Ich wollte einfach ein Studium wo sicher ist, dass viel Praktisches dabei ist [...], und ich find's schön, draußen arbeiten zu können«, erklärt die Postdoktorandin Daniela Felber. Diese Version des Motivs Naturverbundenheit beinhaltet eine doppelte Grenzziehung. Die Fokussierung auf die handwerklichen Aspekte der botanischen Praxis streicht die Differenz zum Studium einer vergeistigten Bücherwissenschaft heraus. Die Natur als Arbeitsumfeld akzentuiert die Abgrenzung zu den Laborwissenschaften. Naturverbundenheit ist dabei eine unabdingbare Voraussetzung der praktischen Feldarbeit. Sie erlaubt es den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die Zumutungen der Arbeit draußen im Feld zu kompensieren.

Die Tatsache, dass Männer und Frauen gleichermaßen die drei Varianten des Arguments Naturverbundenheit zur Rekonstruktion ihrer Studienmotivation heranziehen, legt den Schluss nahe, Geschlechterunterschiede seien für die Studienwahl nicht relevant gewesen. Allerdings versteckt sich im Motiv der Naturverbundenheit ein Geschlechterstereotyp, das einem historisch sedimentierten Deutungszusammenhang entstammt. Implizit sind Natur und Pflanzen aufgrund der im neuzeitlichen Denken des 18. und 19. Jahrhunderts tief verankerten Verbindung von Natur und weiblichem Geschlechtscharakter bis in die Gegenwart geschlechtlich codiert (vgl. dazu ausführlicher IV/2.1). Entsprechend ist im Rückgriff auf das Motiv der Na-

turverbundenheit bis heute die Idee einer besonderen symbolischen Passung von Naturverbundenheit und Weiblichkeit gegenwärtig. Das Grundmotiv der Studienwahl verspricht demnach Botanikerinnen eine gelungene Verbindung des disziplinären Images mit ihrer Geschlechtsidentität⁶ – wie sie im Gegenzug für ihre männlichen Kollegen nicht gegeben ist. Im Gegenteil: Dass die implizite Vergeschlechtlichung der Disziplin in der sozialen Wirklichkeit durchaus eine reale Stereotypisierung nach sich zieht, lässt die Erzählung des Doktoranden Dirk Stolz erahnen: »Du betreibst Botanik? Das ist doch etwas für Frauen!«, trifft ihn der Spott eines Physikerkollegen.

Das Zitat macht deutlich, wie sehr die Botanik im Bewusstsein fachfremder Wissenschaftler als weiblichkeitsaffine und entsprechend gering geschätzte Disziplin verankert ist. Erklärungsbedürftig wäre also weniger der hohe Frauenanteil in der Botanik, als der nach wie vor große Männeranteil von 60 Prozent der Wissenschaftler am untersuchten Institut. Der Tatsache, dass sich die Botanik im Spektrum der Naturwissenschaften als eine für Frauen attraktive Studienwahl entpuppt, steht der – z.T. damit zusammenhängende – relativ tiefe Status der Disziplin gegenüber.⁷ Er hat Folgen für die Zukunftsaussichten beider Geschlechter. Insbesondere im Vergleich zu den labororientierten Nachbardisziplinen Zell- und Molekularbiologie bietet die Botanik deutlich schlechtere Karriereoptionen (vgl. Stöcklin/Schmid 1995). Die als niedrigschwellig geschilderten Einstiegsbedingungen stehen in scharfem Kontrast zu den von jungen Botanikern und Botanikerinnen entworfenen beruflichen Perspektiven. Angehörige des Mittelbaus sind mit zwei problematischen Realitäten konfrontiert. Einerseits wird die wissenschaftliche Laufbahn aufgrund der mit der disziplinären Randstellung zusammenhängenden prekären Stellsituation und der mithin übersteigerten Unwägbarkeit eines universitären Karrierewegs als ganz besonderes Risiko wahrgenommen. Andererseits sehen die jungen Forscherinnen und Forscher auch den Ausstieg aus der Wissenschaft mit zahlreichen Problemen gekoppelt. Im Gegensatz zur Molekularbiologie, aber auch zur Pharmazie, bietet die Botanik keine beruflichen Möglichkeiten in der Industrie. Die inhaltlich weite Palette attraktiver disziplinennaher Tätigkeitsfelder⁸ steht einem ausgesprochen knappen Stellenangebot gegen-

6 | Zur gegenseitigen Verschränkung von Tätigkeiten und Geschlechtsidentitäten auf der Ebene von Deutungen und Selbstbeschreibungen vgl. Leidner (1991).

7 | Auf das Argument der wissenschaftlichen Abwertung aufgrund des Images, eine Feldwissenschaft zu sein, sind wir in III/1.2 ausführlich eingegangen.

8 | Alternativen zur Wissenschaft bieten die Lehrtätigkeit an Schulen, Natur- und Gewässerschutz in staatlichen Stellen, Museen und Sammlungen sowie die im Zuge der Ökologiebewegung neu entstandenen privaten Öko-Büros.

über (vgl. Stöcklin/Schmid 1995: 35f.; Diem 1998: 119ff.; Frischknecht/Bigler 1998). Paradoxerweise sinkt zudem die Chance, in einem dieser Berufsfelder unterzukommen, mit der Dauer des Verbleibs in der Wissenschaft. Junge Promovierte stehen nicht nur einem abgedeckten Markt gegenüber, mit einer Promotion verbindet sich auch das Problem der Überqualifizierung für viele der alternativen Tätigkeiten.

Die doppelt missliche strukturelle Situation, dass einerseits das Einschlagen eines universitären Karrierewegs im Rahmen einer tendenziell peripheren Disziplin wie der Botanik besonders wenig Erfolgsgewissheit verspricht, andererseits aber attraktive außeruniversitäre Alternativen rar sind, scheint in aufschlussreicher Weise in den Deutungen der zu ihrem beruflichen Werdegang Befragten auf. Dem Entschluss, den ersten Schritt auf der wissenschaftlichen Karriereleiter, die Promotion, in Angriff zu nehmen, geht ein längeres Abwägen zwischen denkbaren Alternativen voraus. Mitunter wird die Entscheidung gar in den Kontext einer berufsfremden Argumentation gerückt. Diesen Deutungen zufolge sind nicht wissenschaftliche Ambitionen, sondern sekundäre Kriterien für die Gewichtung von inner- und außeruniversitären Karriereoptionen ausschlaggebend:

»Mir hat's hier einfach besser gefallen und dann hab ich eigentlich aus *dem* Grund mich für eine Diss entschieden. Es hat wirklich keinen wissenschaftlichen Hintergrund, ich fand einfach, hier fühle ich mich wohl, und als ich noch Lehrerin am Gymnasium war, war ich immer froh, wenn ich abends nach Hause gehen konnte.« (Daniela Felber, Postdoktorandin)

Die prekäre Stellensituation innerhalb wie außerhalb der Universität birgt ein doppeltes Frustrationspotenzial. Der kurz vor Abschluss der Promotion stehende Doktorand Dirk Stolz sieht seine wissenschaftliche Leistung in zweifacher Hinsicht entwertet. Einerseits erscheint ihm die Aussicht auf eine wissenschaftliche Laufbahn wegen der knappen Stellenverhältnisse unabhängig von der Qualität seiner Arbeit »statistisch nicht signifikant«. Und den Ausstieg aus der Wissenschaft glaubt er andererseits mit schier unüberwindlichen Übersetzungsproblemen verbunden. Denn an seine grundlagenorientierte Dissertation meint er auf der Suche nach einem Job in der Wirtschaft thematisch kaum anknüpfen zu können:

»Ich kann denen ja schlecht klarmachen, dass ich Blütenanatomie betrieben habe und dass das wichtig sein könnte für die Analyse von irgendwelchen Problemen in der Wirtschaft.« (Dirk Stolz, Doktorand)

Insgesamt gibt es keine Geschlechterunterschiede in den Argumentationen, mit denen die Entscheidung für oder gegen die Inangriffnahme einer wis-

senschaftlichen Karriere begründet wird. Weder Frauen noch Männer thematisieren in diesem Zusammenhang ihre Geschlechtszugehörigkeit oder das Geschlechterarrangement in ihrer Disziplin. Auch hinsichtlich der eher düsteren Zukunftsperspektiven der jungen Botanikerinnen und Botaniker gleichen sich die Ausführungen der Befragten. Um die eigenen Marktchancen in der harten inner- wie außerwissenschaftlichen Konkurrenz zu optimieren, erscheint das in den Erzählungen der jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gezeichnete Bild des ihnen abverlangten Fähigkeitsprofils zu unspezifisch und zu wenig prätentios. Neben einer Reihe allgemein karriererelevanter Qualitäten wie »Kreativität«, »Begeisterungsfähigkeit«, »Spaß am analytischen Denken«, »Kontaktfreude« und »Zielorientierung«, fällt insbesondere die Betonung von Sekundärtugenden ins Auge, die primär für die Ausführung von Routinetätigkeiten wesentlich sind: »Ausdauer«, »Geduld« und »Präzision« seien gefragt, bei den »zum Teil einfach echt öden Arbeiten, wo man nächtelang im Gewächshaus steht und schnippelt« (Susanne Arn, Doktorandin). Die letztgenannten, disziplinspezifischen Anforderungen sind nicht nur mit geringem Prestige verbunden, Ausdauer, Geduld und Präzision sind auch stereotyp Frauen zugeschriebene Fähigkeiten. Umso mehr erstaunt es, dass Männer wie Frauen sich eines Profils bedienen, dessen Transformation in ein marktgerechtes »self-assessment« (Dirk Stolz) den jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mitunter Kopfzerbrechen bereitet.

Einen thematischen Brückenschlag zu einem disziplinennahen, außeruniversitären Tätigkeitsfeld verspricht allerdings die anwendungsorientierte Forschung in den Bereichen Ökologie und Naturschutz. Paradoxerweise sind es aber gerade die durch die Außenorientierung dieser Forschungsgebiete erforderten Anpassungsleistungen, wie beispielsweise deutschsprachige Publikationen, die wiederum deren wissenschaftlichen Status bedrohen (vgl. III/1.). Den Angehörigen des Mittelbaus eröffnet sich damit ein Dilemma zwischen Wissenschafts- und Anwendungsorientierung, bei dem beide Wege mit dem Risiko verbunden sind, in eine Sackgasse zu münden.

Zusammenfassend bietet sich ein vertracktes Bild: Zunächst ist das vergleichsweise hohe strukturelle Risiko einer Karriere in der Botanik geschlechtsunspezifisch, es betrifft Männer und Frauen gleichermaßen. Denn insgesamt scheint weniger das individuelle Geschlecht des einzelnen Wissenschaftlers und der einzelnen Wissenschaftlerin ausschlaggebend für die prekären Karrierechancen, als die untergeordnete Positionierung der Disziplin im Spektrum der Wissenschaften. Sie ist symbolisch mit dem weiblichen Image der Disziplin (vgl. IV/2.1) verknüpft, das der Botanik zusammen mit ihrem Status als Feldwissenschaft den Ruf der Unwissenschaftlichkeit eingetragen hat. Hinsichtlich unserer Frage nach der Relevanz der Geschlechterdifferenz bietet sich ein zynisches Bild: Zwar ist die Bedeutung

der Geschlechtszugehörigkeit unabhängig von der Karrierephase gering – bzw. sind Frauen beim Studieneinstieg aufgrund der symbolischen Passung sogar bevorteilt. Bei den geschlechtsegalitären Bedingungen handelt es sich im Endeffekt aber lediglich um Nivellierungen auf eine Perspektivenverknappung. Frauen sind demnach nur scheinbare Gewinnerinnen der disziplinar tiefen kulturellen Zugangsbarrieren.⁹ Denn deren Koppelung mit ungünstigen strukturellen Zukunftsperspektiven wirkt sich für Wissenschaftlerinnen, die (wie wir in IV/1.2 zeigen werden) zusätzlich mit disziplinenunspezifischen Karrierehindernissen konfrontiert sind, besonders fatal aus.

1.1.2 Meteorologie

»I was always interested in meteorology, weather phenomena and was delighted when I found that this was related to physics and mathematics which I was also happy to study.«
(Peter Ellis, Professor)

In die meteorologische Forschung führt, zumindest in der Schweiz, kein direkter Weg. Die Entscheidungen für das Studienfach und für das spätere Forschungsgebiet sind zeitlich getrennt und werden auch anders begründet. Vereinzelt verorten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler das Erwachen ihrer Faszination für die Meteorologie in ihrer Kindheit und erzählen, wie sie ihren gesamten akademischen Werdegang an diesem Interesse ausgerichtet haben. Häufiger allerdings wird für die Studienfachwahl noch kein Interesse an der Meteorologie geltend gemacht, z.B. weil sie erst im Laufe des Studiums als ein attraktives Forschungsgebiet erkannt wurde. Besonders offensichtlich tritt die Mehrstufigkeit des Weges in die Meteorologie bei den Frauen am beobachteten Institut zu Tage, die bis auf wenige Ausnahmen zunächst ein Studium der Physik absolvierten. Die Frage nach der Bedeutung des Geschlechts in verschiedenen Karrierephasen verquickt sich somit unter der Hand mit der Frage nach dem Ausmaß der Geschlechterrelevanz im Vergleich der Physik und der Meteorologie. Ein Blick auf die Daten fördert zu Tage, dass das vergeschlechtlichte Motiv »Physik als Männerfach« die Studieneinstiegsgeschichten der Wissenschaftlerinnen durchgängig wie ein roter Faden durchzieht, während die mit dem Wechsel in die

9 | Eine Verbindung von niederschwelligem Zugang für Frauen und strukturell verengten Zukunftsperspektiven ist bekannt aus der Segregationsforschung. Sie betrifft eine Großzahl statusniedriger sogenannter Frauenberufe (vgl. dazu Heintz u.a. 1997).

Meteorologie verbundenen Begründungen als nicht geschlechtlich codiert erscheinen.

Dass die Physik im gesellschaftlichen Diskurs – und nicht nur was ihr numerisches Geschlechterverhältnis anbelangt – zunächst ein Fach für Männer ist, bringen die Wissenschaftlerinnen in einem ersten Motiv implizit und in einem zweiten explizit zum Ausdruck. Im ersten Motiv wird dem Vater (und vereinzelt auch den älteren Brüdern) eine Rolle als bedeutender Bezugspunkt für den Studienentscheid zugeschrieben. Die durchweg einen physiknahen oder ingenieurwissenschaftlich-technischen Beruf ausübenden Väter werden in verschiedener Hinsicht als Identifikationsfiguren stilisiert. Die besondere Zuwendung der Väter und ihr Angebot zum Mithelfen, so die Töchter, förderten deren naturwissenschaftlich-physikalisches Interesse und vermittelten damit zugleich die Ansicht, dass Mädchen/Frauen sich für physiknahe Arbeiten eignen. Beispielsweise erfragte Tanja Dosch von ihrem Vater, einem Mathematik- und Physiklehrer, fortgeschrittenen Schulstoff, so dass sie »voller Stolz« immer »schon ein bisschen mehr wusste als alle anderen Schüler in der Mathematik«. Tekla Siebert, als Jüngste dreier Schwestern »Papis kleiner Junge«, durfte zu Hause beim Verkabeln von Steckdosen helfen. Väter werden darüber hinaus zu regelrechten Rollenmodellen aufgebaut, wo Töchter ihre Berufsverläufe denen der Väter angleichen und sich in ihrer Wahl nicht nur des Studienfachs, sondern zuweilen selbst des Studienorts an der Biographie der Väter orientieren.

Allerdings sahen sich nicht alle befragten Wissenschaftlerinnen von ihren Vätern in der Schulzeit besonders gefördert. Überraschen mag der Fall jener Frauen, die ein mit dem väterlichen Berufsfeld assoziiertes Studienfach wählten, obwohl sie in ihrem Interesse an Naturwissenschaft und Technik geradezu entmutigt wurden. Nina Hahn »wollte auch immer am Auto rumreparieren und da hieß es immer, nee, mach' mal nicht, du bist doch nur ein Mädchen.« In der Werkstatt des Vaters war nur ihr Bruder willkommen, was ihre Neugierde umso mehr entfachte: »Deswegen ging es auch nachher so in diese Physikrichtung.« Die Orientierung an den Vätern und deren Berufen entfaltet zwar eine größere Wirkung, wenn Töchter sich in ihrer fachlichen Neigung ermutigt und bestätigt fühlen. Allerdings vermuten wir, dass dies keine notwendige Voraussetzung darstellt. Schon die Verwandtschaft des väterlichen Berufs in seinen Inhalten oder Verfahren mit der Physik kann jungen Frauen das Männerfach Physik näherbringen und dazu beitragen, die Kontaktscheu vor dem Fach zu verringern.

Ein zweites, ausschließlich Frauen zugängliches Begründungsmuster ist mit dem Reiz assoziiert, der dem Geschlechtsfremden anhaftet. In der Wahl eines männlich typisierten Studienfachs bringen Frauen ihren Wunsch zum Ausdruck, vorgezeichnete Pfade zu verlassen und zu neuen

Ufern aufzubrechen. Sie grenzen sich als Pionierinnen von traditionellen Mustern sowie von anderen Frauen ab, indem sie sich das (Geschlechts-) Fremde erschließen.

»Ich habe schon immer gewusst, dass ich was mit Naturwissenschaften machen möchte. [...] Ich bin dann eigentlich bei der Physik gelandet, ohne eigentlich recht zu wissen wieso. Das klang natürlich gut. [lacht] Weil da als Frau halt eigentlich nicht viele dabei sind. Das fand ich auch schon immer gut, was anderes zu machen als alle anderen.« (Felicitas Daum, Postdoktorandin)

Die Physik gewinnt für Felicitas Daum zusätzlich an Attraktivität, weil sie ihr ein Forum für die Selbstdarstellung abgibt. Eine Gelegenheit, mit der Fremdheit zu kokettieren, bietet ihr gerade das ›falsche‹ Studienfach.

Nun ist der Verweis auf das Geschlecht des Fachs jeweils nur ein Argument unter anderen, die im Zusammenhang mit der Studienwahl thematisiert werden. Das im Schulunterricht erwachte Interesse oder die dabei entdeckte Neigung für das Fach unterscheiden sich in den Erzählungen der jungen Frauen nicht von denen ihrer männlichen Kollegen. Frauen wie Männer bezeichnen sich als »mathematisch begabt«, haben sich »eigentlich schon immer für Naturwissenschaften interessiert« oder von sehr guten Physiklehrern »inspirieren« lassen. Männer thematisieren das Geschlecht in der Rekonstruktion ihrer Studienwahl nicht explizit. Angesichts der Tatsache, dass es sich bei der Physik numerisch wie in der kulturellen Deutung nach wie vor um ein Männerfach handelt, erstaunt diese Tatsache auch nicht.¹⁰

Bei den Rekonstruktionen der auf das Studium folgenden beruflichen Phase (i.d.R. die Promotion) in der Meteorologie fällt zunächst auf, dass das Geschlecht bei Frauen wie Männern kein Thema (mehr) ist. Von der Physik (bzw. anderen Studienfächern) führen verschiedene Wege und Motivationslagen in die benachbarte Meteorologie. Forschende bringen ihre Faszination für die Meteorologie zum Ausdruck, indem sie auf verschiedene Dimensionen des meteorologischen Phänomenbereichs verweisen. Von besonderer Bedeutung ist das durchgängige und geschlechterübergreifend mobilisierte Bild seiner *Alltagsnähe*.¹¹ Die positiv bewertete Alltagsnähe

10 | Vgl. zur männlichen Codierung der Physik Traweek (1988) und Keller (2001).

11 | Auf die ebenso wenig geschlechtlich codierte Naturschutzorientierung des disziplinären Phänomen- und Anwendungsbereichs rekurrieren Meteorologen beiderlei Geschlechts – ganz im Gegensatz zur Situation in der Botanik – nur in Ausnahmefällen. Dies überrascht angesichts der Tatsache, dass die aktuellen Diskussionen um Klimaänderungen eine Assoziation der meteorologischen Forschung mit

bedeutet hier zweierlei: Zum einen beschäftigt sich die Fachperson für Meteorologie mit Phänomenen, die ihr im Alltag begegnen (z.B. Stürme, Nebel, Schnee), im Gegensatz zu den im Labor konstituierten und kontrollierten Systemen z.B. der Experimentalphysik. So freut sich Doktorand Norbert Claus darüber, dass »man mit Wetter täglich konfrontiert ist«, und Doktorandin Nina Hahn kontrastiert »irgendwas, was man jetzt im Labor aufstellt, [mit] Sachen, die einfach wirklich ablaufen«, in der Meteorologie. Zum anderen bezieht sich die Alltagsnähe der Meteorologie auf ihre wissenschaftlichen Fragestellungen, die auch Laien kommuniziert und verständlich gemacht werden können. Referenz ist der Mensch auf der Straße, dem Wissenschaft als eine sinnvolle Tätigkeit vermittelt werden kann, denn »jeder weiß irgendwie, was Wetter ist« (Dagmar Weber, Doktorandin). Das hat zur Folge, dass »du den Leuten erklären kannst, was du machst«, so Norbert Claus.

Die universelle geschlechtsindifferente Verbreitung des Bildes einer positiv besetzten Alltagsnähe des meteorologischen Gegenstandsbereichs, das in den meisten Interviews an prominenter Stelle zur Sprache kommt, lässt sich einerseits durch das Bedürfnis der Abgrenzung von der Physik erklären. Andererseits stellt sich die Frage, ob diese Tatsache nicht auch eine geschlechtliche Deutungsvariante zulässt. Ähnlich wie in der Botanik kann ein Motiv, auf das sowohl Männer als auch Frauen verweisen, in unterschiedlichen Deutungszusammenhängen wirksam werden. Im Verweis auf atmosphärische Phänomene, die geschlechtlich im Allgemeinen nicht eindeutig codiert sind, gelingt es Forscherinnen in der Meteorologie, ihren Arbeits- und Gegenstandsbereich als mit ihrer geschlechtlichen Identität vereinbar darzustellen (vgl. Leidner 1991; Heintz u.a. 1997). Im Gegensatz zu ihnen steht Physikerinnen in ihrem außeruniversitären Alltag kein Berufsbild zur Verfügung, das mit ihrer Geschlechtsidentität verträglich wäre. Die Verbreitung des Motivs der Alltagsnähe in der Meteorologie lässt sich demnach im Kontext eines Prozesses disziplinärer Neutralisierung interpretieren. Durch die Aufrufung des Motivs verschaffen sich Wissenschaftlerinnen den Freiraum, symbolisch auf Distanz zur männlich codierten Physik zu gehen. Interessanterweise gelangen dabei keine weiblichen Stereotype zum Einsatz. Die Meteorologie bietet in ihrer Abhängigkeit von teilweise schwerer Apparatur und in ihrer militärischen Tradition ebenfalls Ansatzpunkte für die Bezugnahme auf eine männliche Codierung (vgl. ausführlich IV/2.1.2). Auch das Potenzial für eine solche Maskulinisierung der Disziplin bleibt in

dem Motiv durchaus nahe legen würden. Für den Doktoranden Norbert Claus etwa, der die Meteorologie wegen der Forschung zu Ozonloch und Treibhauseffekt zunächst mit einem »Weltverbesserungsfeeling« assoziierte, sei dieser Aspekt im Laufe des Studiums in den Hintergrund gerückt.

den Erzählungen der Befragten ungenutzt. Im Gegensatz dazu weisen Untersuchungen technikorientierter Wissenschaften darauf hin, dass das professionelle Selbstverständnis ihrer (männlichen) Angehörigen vorwiegend über das Verhältnis zu männlich konnotierter Apparatur artikuliert wird (vgl. Robinson/McIlwee 1991).¹²

Ist der Schritt in die Meteorologie einmal getan, rückt das Geschlecht in den Hintergrund. In den Darstellungen der beruflichen Präferenzen und Beschäftigungsoptionen wird die »Geschlechterfrage« nirgends explizit angesprochen, noch lassen sich indirekte Geschlechtereffekte ausmachen. Die Überlegungen beziehen sich ausschließlich auf die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Karriere, deren Vor- und Nachteile ausführlich geschildert werden. Außerakademische Optionen bleiben hingegen vage. Diese Tatsache lässt sich auf die relative Unbestimmtheit zurückführen, die den Typus geeigneter Arbeitsplätze und Beschäftigungsmöglichkeiten für Meteorologen und Meteorologinnen kennzeichnet. Fachwissen über atmosphärische Prozesse gelangt nur in wenigen außerakademischen Berufsfeldern zur Anwendung, wie z.B. in staatlichen oder privaten Wetterdiensten. Fachpersonen der Meteorologie sind darüber hinaus insbesondere wegen ihrer Expertise in der Informationstechnologie gefragt. Hieraus haben sich Beschäftigungsperspektiven entwickelt, die mit den klassischen Arbeitsgebieten der Atmosphärenforschung und der Wettervorhersage thematisch nur wenig gemein haben. Hinweise darauf, dass sich Frauen und Männer im Spektrum dieser Berufsoptionen unterschiedlich verorten, liegen nicht vor.

1.1.3 Pharmazie

»Die Lehrer haben uns beigebracht, als Frau ist das ein guter Beruf, weil man da auch mit Kindern und Familie noch arbeiten kann in einer Apotheke.« (Tina Burger, Postdoktorandin)

»Apotheker wollte ich eigentlich nie werden, zumindest nicht das Berufsbild, was ich vom Apotheker kannte.« (Michael Denner, Doktorand)

In den Deutungen, auf die befragte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Rekonstruktion ihrer Studienwahl zugreifen, manifestiert sich das »Zwittertum« (Beyerlein 1991) der Pharmazie. Mit ihr verbindet sich

12 | Zum Verhältnis von Maskulinität und Maschinen (bzw. Technologie) vgl. auch Wajcman (1991); Mellström (2002) und Kleif/Faulkner (2003).

zugleich die Vorstellung einer modernen, durch große thematische und methodische Vielfalt ausgezeichneten Naturwissenschaft und das Bild einer stark anwendungs- und berufsbezogenen Disziplin. Frauen und Männer verorten ihre Einstiegsmotivationen auf verschiedene Weise in diesem durch Wissenschaftsorientierung einerseits und Berufsorientierung andererseits aufgespannten Spektrum.¹³

Junge Pharmazeutinnen verweisen in ihren biographischen Erzählungen fast ausnahmslos auf das klare Berufsbild ›Apothekerin‹, das ihrem Kontakt mit der Universitätspharmazie quasi vorgelagert ist. Den Studienentscheid rücken sie narrativ in den Kontext einer vorgezeichneten beruflichen Zukunft unter insgesamt positiven Arbeitsmarktbedingungen.¹⁴ Wiederkehrendes Element ist die fast refrainhafte Referenz auf die als vergeschlechtlicht dargestellten Berufsstrukturen: Die Option auf Teilzeitarbeit wird zum Synonym für die Kompatibilität von Familien- und Berufsleben, die ihrerseits auf die Formel ›Apothekerberuf = Frauenberuf‹ verkürzt wird.¹⁵ Während das derart exklusiv auf Frauen zugeschnittene Argumentationsmuster¹⁶ in Variationen jede weibliche Studieneinstiegsgeschichte durchzieht, fällt andererseits auf, dass die Wissenschaftlerinnen ihre Studienwahl *nicht* mit als weiblich typisierten Fähigkeiten oder Interessen (z.B. dem Wunsch zu helfen) in Verbindung setzen. Es kommt zuweilen zu regelrechten, teilweise ironischen Dekonstruktionen solcher Stereotype. Der Doktorandin Christa Lutz z.B. präsentierte sich die Pharmazie als eine interessante Alternative zur Medizin, gerade weil sie es ihr erlaube, »nicht am lebenden Menschen zu arbeiten«, womit ihr die Pharmazie der patientenlosen Pathologie als benachbart erschien. Und die Postdoktorandin Tina Burger behauptet, bei der Untersuchung des Verhaltens eines Arzneistoffes käme es ihr nicht darauf an, »ob das jetzt ein Arzneistoff oder ein Gift« sei. Das mit der Pharmazie assoziierte Berufsbild erweist sich demzufolge aus-

13 | Während die am Departement Pharmazie Promovierenden sich aus verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern rekrutieren (vgl. II/1.2), wurden die berufsbiographischen Interviews, auf die sich das Folgende bezieht, vor allem mit Absolventinnen und Absolventen der Pharmazie durchgeführt.

14 | Die Beschäftigungssituation der kürzlich diplomierten Pharmazeutinnen und Pharmazeuten stellt sich als sehr günstig dar. Nur 7 Prozent von ihnen (gegenüber fächerübergreifend 25 Prozent) gaben an, bei der Stellensuche innerhalb des ersten Jahres nach Studienabschluss auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein (Sonderauswertung zu Absolventenbefragung 1999, vgl. Diem 2000).

15 | Die Pharmazie hat sich erst allmählich zu einem Frauenberuf entwickelt (vgl. IV/2.1.1).

16 | Dass die Option auf Teilzeitarbeit auch für Väter ein attraktives Berufsattribut sein kann, blieb in allen Interviews ungenannt.

schließlich in der Dimension seiner Berufsstruktur als vergeschlechtlicht. Andere Dimensionen wie z.B. die soziale Komponente der Arbeit oder der Bezug auf das Pflegeethos bleiben von den befragten Pharmazeutinnen weitgehend unberücksichtigt.¹⁷

Auf das vergeschlechtlichte Berufsbild ›Apothekerin‹ nehmen die Befragten auf verschiedene Weise Bezug. Einerseits dient das Bild einer Verankerung des Legitimationsbedarfs für junge Frauen, die eine Naturwissenschaft studieren wollen. Tina Burger (s. Zitat S. 208) etwa rekonstruiert ihren Weg in das Pharmaziestudium als doppelt passend. Ihr bietet der Studiengang die Gelegenheit, ein ausgeprägtes Interesse an Naturwissenschaften mit ihrer Geschlechtsidentität in Übereinstimmung zu bringen. Durch die Robustheit und Dominanz des geschlechtlich codierten Berufsbildes wird das disziplinäre Spektrum für junge Frauen andererseits aber auch verengt. Alternative Studienwünsche verlieren im direkten Vergleich mit der Pharmazie zuweilen an Durchsetzbarkeit. Ein eindrückliches Beispiel vermittelt Friederike Bauer in der Schilderung eines Studienberatungsgesprächs:

»Dann sagte der Mensch da zu mir, jaaa sie wollen Innenarchitektur studieren. Sie sind nicht die erste, die hier ist heute, und neun von zehn Bewerbern sind Frauen. [...] Und dann meinte er, jaaa und da muss man dann auch ein bisschen gut in Mathematik sein. [...] Dann habe ich ihn gefragt, ja was würden Sie mir denn so vorschlagen, und dann hat er gesagt, ja wofür interessieren Sie sich? Und dann habe ich ihm halt gesagt, ja also naturwissenschaftlich bin ich sehr interessiert und auch mathematisch, auch kreativ, und dann meinte er, warum studieren Sie nicht Pharmazie. [...] Und auch für Frauen ist das ganz gut, wenn man dann mal Familie haben will und so, man kann dann Teilzeit arbeiten.« (Friederike Bauer, Oberassistentin)

Laut Friederike Bauer wird ihr zunächst die Eignung zur Innenarchitektur durch die implizite Aufrufung des Topos ›Frauen sind nicht gut in Mathematik‹ abgesprochen. Ihr Dementi der zugrunde gelegten Annahme (sie ist sehr wohl mathematisch interessiert) führt jedoch nicht zu einer Korrektur der Empfehlung, sondern zur Explizierung eines zweiten Geschlechterstereotyps, das besagt, dass naturwissenschaftlich interessierte Frauen Pharmazie (statt etwa Mathematik, Physik oder Chemie) zu studieren hätten. Das Motiv des weiblichen Geschlechts der Pharmazie wird schließlich durch das

17 | Wir wollen nicht ausschließen, dass die Präferenzen von *Studentinnen* der Pharmazie (diese sind nicht Teil unseres Interviewsamples), von denen der überwiegende Teil unmittelbar nach dem Studium eine Anstellung in einer Apotheke findet, sich von den Präferenzen der von uns befragten Frauen aus dem Mittelbau unterscheiden.

Vereinbarkeitsargument diskursiv geschlossen. Die Tatsache, dass Friederike Bauer sich dem Argumentationsgang damals nicht zu entziehen wusste, führt sie auf ihre bildungsferne Herkunft zurück.

Vergleicht man die Studieneintrittserzählungen der Frauen in der Pharmazie und in der Physik/Meteorologie, so fällt zunächst auf, dass die Befragten beider Disziplinen ein deutliches Interesse an naturwissenschaftlichen (Schul-)Fächern teilen. Das Interesse der Meteorologinnen gilt dabei eher der Physik und Mathematik, das der Pharmazeutinnen der Biologie und Chemie, jedoch durchaus auch den Naturwissenschaften allgemein und der Mathematik. Die Berufe der Eltern und Verwandten hingegen nehmen in beiden Bereichen eine unterschiedliche Bedeutung ein. Während Frauen in der Physik/Meteorologie sich durch den Beruf des Vaters (bzw. des Bruders) in ihrem fachlichen Interesse bestärkt und ermutigt fühlen, haben jene Pharmazeutinnen, die ein ausgeprägtes Interesse an den Naturwissenschaften geltend machen, meist keine Rollenmodelle in der eigenen Familie. Stattdessen sind es Lehrpersonen oder Studienberater, die die in der Gesellschaft vorherrschende Ansicht vertreten, Pharmazie sei ein Studium und ein Beruf für Frauen. Jene Frauen hingegen, deren Mütter, Großmütter oder Cousinen die Attraktivität und Eignung des Apothekerberufs für Frauen persönlich demonstrieren, äußern kein dezidiertes Interesse an den Naturwissenschaften als Motiv für ihre Studienwahl. Die Pharmazie wird in diesen Fällen primär mit dem Apothekerberuf identifiziert und weniger mit den naturwissenschaftlichen Grundlagen der Disziplin. Besonders realitätswirksam erscheint das Geschlecht des Apothekerberufs im Kontrast zu benachbarten männlich codierten Medizinalberufen, die in der folgenden Argumentation wegen ihrer Arbeitsstrukturen als »zu hart« für Frauen dargestellt werden.

»Da meine Mutter Apothekerin ist und sie immer nur ganz voller Freude von ihrem Beruf erzählt hat, habe ich mich dann auch entschlossen Pharmazie zu studieren – also die andere Möglichkeit wäre Ärztin gewesen, aber mein Vater hat mir gesagt, ich solle das nicht machen, das sei für eine Frau ein zu harter Beruf.« (Ursula Schneider, Doktorandin)

Während Frauen die Pharmazie durchgängig mit dem Berufsbild ›Apotheker‹ assoziieren, suchen Männer es auf Distanz zu halten (so z.B. auch Michael Denner, s. Zitat S. 208). Die männlichen Pharmazeuten motivieren ihre Entscheidung für ein Studium der Pharmazie denn auch anders als ihre Kolleginnen. Es fällt auf, dass die befragten Männer sich erst in einem zweiten Schritt, d.h. nach Studienbeginn mit einer anderen Fächerkombination, für die Pharmazie entschieden haben. Für sie lag die Pharmazie – im Gegensatz zu ihren Kolleginnen – nach dem Abitur *nicht* ›auf der

Hand.¹⁸ Die Pharmazie tritt in ihren Erzählungen in ihrer Abgrenzung von anderen Disziplinen und in ihrer Eigenschaft als interdisziplinäre, thematisch und methodisch breite und vielseitige Wissenschaft hervor, wie sie auch von Frauen durchweg gerühmt wird (vgl. III/2.3). Vor allem die männlichen Pharmazeuten verbinden dieses Bild mit dem Motiv einer starken, wenn auch weniger auf das Beschäftigungsfeld der Apotheke fokussierten Berufsorientierung. Männer und Frauen nehmen bei der Rekonstruktion der Wahl von Studienfach und Dissertationsthema auf höchst unterschiedliche Karriereoptionen Bezug. Beispielsweise erscheint Michael Denners Suche nach einem Spezialgebiet für seine Dissertation als ein frühzeitiges Manöver, die »Kollision« mit den »Massenarbeitslosen« aus der Biologie oder der Chemie zu vermeiden, um später in der pharmazeutischen Industrie »ein solides Geld zu verdienen«.

Die in den Studieneintrittserzählungen von Wissenschaftlerinnen aufgerufenen vergeschlechtlichten Motive verlieren ihr Gewicht allmählich in den Schilderungen der Bilder für die berufliche Zukunft. Die ausschließliche Ausrichtung auf den Apothekerberuf wird durch alternative berufliche und wissenschaftliche Orientierungen gebrochen. Als Wendepunkt erweist sich für Frauen die Entscheidung für eine Promotion. Mit der drastischen Reduktion des Frauenanteils von den Studierenden (81%) zu den Promovierenden (47%) stellt die Pharmazie unter den Naturwissenschaften eine Ausnahme dar.¹⁹ Dies lässt vermuten, dass der Schritt zur Promotion für Studienabgängerinnen der Pharmazie in weitaus stärkerem Maße begründungsbedürftig ist als für ihre männlichen Kollegen in der Pharmazie einerseits und für ihre Kolleginnen in manch anderer Naturwissenschaft (wie etwa der Meteorologie) andererseits. Die Aufnahme eines Promotionsprojekts erfordert von den Pharmazeutinnen eine Reflexion ihres Verhältnisses zum Arbeitsplatz Apotheke, wie sie durchgängig in den Interviews zur Sprache kommt. Dabei erscheint die Promotion den einen zunächst als Aufschub eines Einstiegs in die Apotheke. Andere markieren und vollziehen mit der Promotion endgültig die Abkehr von der Apotheke als zukünftigem Arbeitsplatz, wodurch Optionen auf Karriereverläufe in der Industrie und an der Hochschule zunehmend ins Blickfeld geraten. Im Zuge dieser Neuorientierungen gleichen sich die Zukunftsvisionen und -pläne von

18 | Vgl. dazu auch den hohen Anteil von Männern, die den weiblich codierten Pflegeberuf als Zweitberuf ergriffen haben (Heintz u.a. 1997: Kap. 2).

19 | Zur Illustration folgen Frauenraten im Vergleich Diplomstudierende zu Promovierende in einigen anderen Fächern: Biologie (42% zu 39%), Chemie (19% zu 19%), Mathematik (25% zu 19%), Physik (9% zu 12%). Alle Zahlen beziehen sich auf die untersuchte Technische Hochschule im Jahr 2000.

Männern und Frauen an. Die Pharmazie bietet damit dank ihres o.g. »Zwittertums« eine für Frauen (fast) einzigartige Koppelung niederschwelliger Einstiegsbedingungen mit einer breiten Spanne von Berufsperspektiven, die Optionen auf eine Beschäftigung mit hohem Sozialstatus einschließt.

1.1.4 Architektur

»Das ist ein knallharter Beruf. [...] Er verlangt die Kombination einer hohen Sensibilität mit der Fähigkeit, mit einer sehr brutalen Umgebung umzugehen.« (Peter Keller, selbständiger Architekt und Professor)

»Auf der Baustelle ist die Stimmung so feindlich gewesen. Und dann konnte ich einfach zwei Tage an die Hochschule gehen und mir überlegen, wie ein schönes Haus aussieht.« (Sophia Saxer, selbständige Architektin und Assistentin)

In keiner der drei untersuchten Naturwissenschaften ist das Bemühen, sich anlässlich der Rekonstruktion der eigenen Studienwahl eine konsistente Biographie zurechtzulegen, derart ausgeprägt wie in der Architektur.²⁰ Ein Typus von Motiven, den Architektinnen und Architekten geschlechtsübergreifend mobilisieren, knüpft am hybriden Charakter der Disziplin an. Kreativ, intellektuell, kommunikativ und praktisch zugleich, verspricht das vielfältige Architekturstudium unzählige Aspekte von Kunst, Wissenschaft und Technik abzudecken. Ein Unterschied zwischen den Geschlechtern wird dagegen in zwei Varianten von Begründungen artikuliert, die weniger den sachlichen Gegenstandsbezug als das eigene Selbst – und damit implizit auch dessen Geschlechtszugehörigkeit – betreffen.

Die Tendenz zur Personalisierung präsentiert sich illustrativ in einem Muster der Selbstbeschreibung, das den Architekten zu einer genuin männlichen Figur macht. Es streicht die Entscheidung für den Architekturberuf als Konsequenz einer frühen, meist in der Kindheit verorteten und mit dem Besitz außeralltäglicher Qualitäten begründeten Berufung heraus:

20 | Dabei bestätigen gerade die Ausnahmen diese Regel: Noch die unpräzise Darstellung einer dem unschlüssigen Mittelschüler durch den Berufsberater angetragenen Studienwahl endet dadurch, dass sie unter der Hand zur Erwegungsgeschichte gerät, in einer Selbststilisierung. So das Beispiel des Assistenten Tom Kern, der sich am Ende eines eher flauen Suchprozesses letztlich aufgrund eines Traumes mit großer Entschlossenheit für das Architekturstudium an der Technischen Hochschule entschieden haben will.

»Eine Kindergärtnerin von mir hat einmal schon gesagt, ich würde mal Architekt werden.« (Lorenz Widmer, selbständiger Architekt und Assistent)

Was die Kindergärtnerin von Lorenz Widmer beeindruckt hat, fiel einer anderen Erzählung zufolge den Lehrerinnen und Berufsberatern des heutigen Architekturprofessors Peter Keller ins Auge: Der Zögling verfügte über Talent und Passion. Dieser Typus der Selbstbeschreibung evoziert das Stereotyp des Architekten als charismatische Figur, deren schöpferische Akte »Regel und Tradition« (Schmeiser 1994: 40) sprengen. Dabei entziehen sich Begabung und Passion der Erlern- und Erwerbbarkeit; sie sind Prämisse, nicht Ergebnis des Qualifikationsprozesses. Die charismatische Selbstbeschreibung suggeriert eine natürliche Eignung zum Architekturberuf²¹ und wird damit anschlussfähig für eine implizite Schlussfolgerung mit zirkulärer Logik: Die Tatsache, dass das Berufsfeld der Architektur in verschiedener Hinsicht männlich besetzt ist (vgl. IV/2.1), unterstellt, es liege in der Natur von Männern, und nicht von Frauen, den Architekturberuf zu ergreifen. Die Koppelung von Naturalisierung und implizit männlicher Zuschreibung der Eignung zum Architekturberuf verschließt Frauen den Zugang zu dieser Begründungsvariante.

Eine von Frauen umstandslos mobilisierte Variante der Selbstbeschreibung kreist nicht um das eigene Selbst, sondern verortet dieses in einem mit der Disziplin assoziierten Milieu. Kathrin Paulys Geschichte illustriert dieses Muster:

Während der Mittelschulzeit »bin [ich] auch irgendwie in Kontakt gekommen mit diesem *Architekturbüro* und mit der *Siedlung*.²² Ich konnte die Häuser anschauen gehen und fand das alles irgendwie ganz toll, so als Lebensstil, die Leute haben mir gefallen. Und dann gab es mal einen Tag der offenen Tür an der Hochschule, das habe ich mir angeschaut und habe natürlich diese Zeichnungssäle gesehen, und da habe ich gedacht: Wow, das ist gut, das gefällt mir, das möchte ich auch.« (Kathrin Pauly, Assistentin)

21 | Wie die Kunsthistoriker Ernst Kris und Otto Kurz (1934/1995) in ihrer ungeheuer detailreichen historischen Studie zur »Legende des Künstlers« herausarbeiten, entspricht die Selbststilisierung als charismatischer Architekt, dem Talent und Passion in die Wiege gelegt wurden, einer biographischen Formel, die sich als Motiv in Künstlerbiographien bis in die Renaissance zurückverfolgen lässt: Begabung oder gar Genie sind dem Künstler von Kindheit an eigen und verschaffen sich selbst unter äußerlich widrigen Bedingungen einen Durchbruch.

22 | Das *Architekturbüro* steht für ein renommiertes Schweizer Architekturbüro, dessen bekanntestes Bauwerk die zu ihrer Bauzeit ausgesprochen innovative, von Architekten, Künstlerinnen und Intellektuellen bewohnte *Siedlung* darstellt.

Die Faszination für die Architektur wird in diesem Typus der Erzählung nicht einer besonderen Eignung zugeschrieben. Zugleich attraktiv und erreichbar präsentiert sich darin vielmehr die durch die Studienwahl verheißene Teilhabe an einer fremden Lebenswelt. Favorisiert wird nicht primär eine (geschlechtlich codierte) Berufsrolle, sondern die Zugehörigkeit zu einem (geschlechtsunspezifischen) Milieu. Die Welt der Architektur birgt für jene jungen Frauen, die in ihrem elterlichen und schulischen Umfeld wenig Unterstützung für ihre mit Männlichkeit assoziierte Berufswahl erhielten, ein doppeltes Potenzial. Sie symbolisiert zugleich einen möglichen Fluchtpunkt des eigenen Lebensentwurfs und eine Abgrenzung von demjenigen der Eltern.

Die Architektur »ist eine andere Welt gewesen als die meiner Eltern, die mich eigentlich mehr so als Welt interessiert hat als jetzt unbedingt als Beruf. Also ich habe vom Berufsalltag überhaupt keine Vorstellung gehabt. Ich habe einfach gesehen, dass diese Leute von diesem Architekturbüro irgendwie von mir aus gesehen ein interessanteres Leben führen als meine Eltern«. (Franziska Fischer, selbständige Architektin und Assistentin)

Die Attraktion der Architekturwelt spielt zwar für ihre Studienwahl eine bedeutende Rolle; und die Versprechungen dieser Welt scheinen sich für Studentinnen vergleichbar ihren männlichen Kollegen im Laufe des Studiums auch einzulösen. Erst am Übergang in die berufliche Praxis begreifen die angehenden Architektinnen aber, dass ihnen für die Ausübung der Berufsrolle kaum Vorbilder zur Verfügung stehen. Zum einen sind Architekturstars mit ganz wenigen Ausnahmen männlich. Zum anderen fehlen aufgrund der massiven Untervertretung von Frauen im Architekturberuf auch im Alltag weibliche *role models*, die zeigen, wie eine Architektin vor einer Jury ihr Projekt verteidigt, wie sie sich auf der Baustelle Respekt verschafft und welche KleidungsCodes ihr zu einer professionellen Selbstdarstellung verhelfen. Der von den befragten Architekten und Architektinnen durchgängig als Bruch erlebte Übergang zwischen Studium und Beruf manifestiert sich damit als eine für Frauen besonders diffizile Passage.

Zusätzlich erschwert wird der im Modell einer Überlappung und Sukzession von Hochschul- und praktischer Berufstätigkeit vorgesehene Einstieg in den Architekturberuf durch die implizite Vergeschlechtlichung der idealtypischen Anforderungsprofile von Hochschul- und Berufstätigkeit. Peter Kellers Charakterisierung des Architekturberufes als widersprüchliche Verbindung von Härte und Fingerspitzengefühl (s. Zitat S. 213) deutet eine Differenz an, die in sämtlichen Interviews aufscheint. Das Bild des *erfolgreichen* Architekten steht in verblüffendem Kontrast zu demjenigen des *guten*

Architekten. Eine erfolgreiche Berufsausübung erfordere Fähigkeiten wie »Aggressivität« und »Taktik«, »Hartnäckigkeit« und »Durchsetzungsvermögen« bis hin zu »Frechheit«, »Arroganz« und »Überheblichkeit«. Oder wie es die erfahrene Architektin Cornelia Fust ausdrückt: »Es braucht eine harte Haut, die man sich mit der Zeit anzieht.« Viel diffuser und ungleich weicher gezeichnet wirkt das Qualitätsprofil des guten Architekten bzw. der guten Architektin. Sie ist neugierig, interessiert und kommunikativ, kreativ und begabt und verfügt über einen »kulturellen Weitwinkel«. Dieses in den Darstellungen der Befragten positiver bewertete und zugleich weiblichkeits-affinere Bild wird typischerweise mit der Hochschularchitektur assoziiert. Die Zuordnung speist ein Deutungsmuster, das die Hochschule als experimentelle Gegenwelt zur harten Berufsrealität zeichnet. Sie erscheint als Hort des »Kreativen« und steht der »Handwerker- und Unternehmerwelt« als »intellektuelle Welt« gegenüber. Auf eine kurze Formel gebracht:

»Hier ist alles so unbelastet, du musst hier nichts verkaufen.« (Kathrin Pauly, Assistentin)

Dieses Deutungsangebot ist für Frauen, denen sich die Berufsrealität als besonders unwirtlich darstellt (vgl. Scott Brown 1989; Kingsley/Glynn 1992; Martwich 1995), speziell verlockend. Deutlich wird dies z.B. in der Erzählung von Sophia Saxer (s. Zitat S. 213). Ihre Tätigkeit als Hochschulassistentin gewährt ihr den notwendigen Rückzugsraum vor der als stereotyp männlich erlebten und geradezu »physisches Durchsetzungsvermögen« verlangenden Welt der Bauwirtschaft. Die eröffnete Differenz zwischen der »intellektuellen Auseinandersetzung mit der Materie« und der »handfesten« Welt des Berufs, in der man die Dinge »wirklich machen muss [...], bis hin zum Backsteine in die Hand nehmen« (Rita Gmür, selbständige Architektin und Assistentin), scheint mitunter in eine Präferenz für erstere zu kippen. Damit verliert die Hochschulassistentin jedoch ihren Charakter als »Transit-Job«. Vor dem Hintergrund des idealtypischen Karrieremodells der Architektur, das die akademische Laufbahn mit der beruflichen verkoppelt, entpuppt sich die Überhöhung der Hochschule zur attraktiven Gegenwelt und der darin anvisierte Verbleib als eine fatale Sackgasse, aus der letztlich kein Karriereweg hinaus führt.

Die Relevanz der Geschlechterdifferenz, so lässt sich aus unserer Analyse schließen, ist in der Architektur ähnlich wie in der Pharmazie mit der Geschlechterordnung im disziplinennahen außeruniversitären Berufsfeld verklammert. Aufgrund der engen Verquickung von Berufsfeld und Hochschule, die einerseits der phasenweisen Gleichzeitigkeit von Berufs- und Hochschultätigkeit, andererseits der Abhängigkeit einer Hochschulkarriere vom außeruniversitären Berufserfolg geschuldet ist, wirft die im Beruf vor-

herrschende massive männliche Dominanz ihren Schatten auch auf den universitären Kontext. Die geschlechtsspezifischen Rekonstruktionen von Studienwahlen machen die symbolische Übertragung dieser Dominanz und der damit verbundenen männlichen Logik auf einzelne Bereiche der Hochschule ebenso deutlich wie das Fehlen weiblicher Rollenmodelle. Massive soziale Konsequenzen in Form ungleicher Karrierechancen hat die Geschlechterunterscheidung aber vor allem im Fortgang der Karriere, wenn aufgrund des besonderen Karrieremodells kein Entrinnen vor den Niederungen des vergeschlechtlichten Berufskontextes mehr möglich ist.

1.2 Entwürfe und Interpretationen eines Lebens in der Wissenschaft

Die beiden professionsorientierten Disziplinen Pharmazie und Architektur offenbaren die Bedeutung außerwissenschaftlicher Optionen. Sie spielen eine zentrale Rolle bei den Erwägungen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, ob sie einen Einstieg in die Wissenschaft anstreben und welche Aspirationen sie auf eine akademische Karriere hegen. Im Fall der Architektur ist die Rede von wissenschaftsexternen *Optionen* sogar irreführend: Karrierechancen werden in der beruflichen Praxis zugewiesen, nicht an der Hochschule, und eine wissenschaftliche Karriere wird ohnehin nur in Ergänzung zu einer außeruniversitären Berufslaufbahn anvisiert. Dadurch verkehrt sich in der Architektur die Blickrichtung, und es stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen das Einschlagen einer *universitären* Laufbahn überhaupt interessant wird. Mit dieser Frage eröffnet das Beispiel der Architektur auch eine neue Perspektive auf die drei untersuchten Naturwissenschaften. Der Wunsch, in die Wissenschaft einzusteigen bzw. darin zu verbleiben, mit anderen Worten die Entscheidung für die Wissenschaft als Beruf, hängt zum einen von den zur Verfügung stehenden Alternativen ab. Sie unterliegt zum anderen auch dem Urteil darüber, inwieweit die eigenen Ambitionen und Lebensentwürfe mit den von der Wissenschaft vorgegebenen Bedingungen vereinbar sind. Potentielle Anwärtinnen und Anwärter auf eine wissenschaftliche Laufbahn müssen ermessen, ob sie einen Platz in der Welt der Wissenschaft einnehmen und sich die darin herrschenden Regeln und Normen zu eigen machen wollen. Dabei setzen sie den Anforderungen der Wissenschaft sowie ihrer jeweiligen Disziplinen ganz unterschiedliche Entwürfe und Interpretationen entgegen. Im Fortgang des Kapitels diskutieren wir verschiedene Varianten dieser Entwürfe und Interpretationen. Zunächst arbeiten wir verschiedene Typen des beruflichen Selbstverständnisses der in der Wissenschaft Tätigen heraus (IV/1.2.1). Die Bedeutung, die junge (und ältere) Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihrer Arbeit im Rahmen ihrer Biographien und ihrer Le-

benswelt zuweisen, kristallisiert sich schließlich unter einem weiteren Aspekt heraus: Verschiedene Modelle der Vereinbarung von Wissenschaft und Privatleben werden ganz allgemein oder zugespitzt auf die »Kinderfrage« thematisiert (IV/1.2.2). Wir fragen jeweils, ob die Interpretationen von Wissenschaft als Beruf (mit oder ohne Bezug auf das Privatleben) geschlechtlich codiert sind und überprüfen sie anschließend hinsichtlich ihrer nach Geschlecht differenzierenden Konsequenzen.

1.2.1 Wissenschaft zwischen Leidenschaft und Broterwerb

Eine Doktorandin und eine Professorin begreifen sich nicht als Inhaberinnen ein und desselben Berufs. Mit den Etappen einer akademischen Laufbahn verändern sich Anforderungsprofile, Funktionsbeschreibungen, Zielvorstellungen und die Positionierung im beruflichen Umfeld. In der Forschung verlagert sich die Verantwortung von der Durchführung wissenschaftlicher Projekte hin zu deren Konzeption und Begleitung sowie der Sicherung der dazu benötigten finanziellen und anderen Ressourcen. Lehrverpflichtungen, Betreuungs-, Repräsentations- und Verwaltungsaufgaben gewinnen zunehmend an Bedeutung. Zugleich situieren sich jüngere und ältere Forschende unterschiedlich in ihrer Biographie. Mit den Veränderungen des Betätigungsfelds wandelt sich auch das Berufsverständnis der Akteure, d.h. die ihren Beruf in der Wissenschaft betreffenden Präferenzen, Haltungen und Bewertungsmaßstäbe. Gemäß unserer Daten weisen die sich herauskristallisierenden Typen von Berufsverständnis eine phasenspezifisch leicht modulierte Form auf. Dabei unterscheiden sich die in den Naturwissenschaften (Meteorologie, Botanik, Pharmazie) identifizierten Typen von der Ausprägung des beruflichen Selbstverständnisses in der Architektur.²³ Im Folgenden wenden wir uns zunächst den Naturwissenschaften zu. Wir arbeiten zwei Typen des in der Mittelbauphase vorherrschenden Berufsverständnisses heraus und fragen, wie sie sich zu den Vorstellungen verhalten, die jüngere wie »gestandene« Forscherinnen und Forscher mit einer Professur verbinden. Schließlich skizzieren wir das akademische Berufsverständnis der Architektur, das zwischen den durch die Typen aufgespannten Polen changiert.

23 | Wir gehen davon aus, dass in den von uns nicht untersuchten Disziplinen weitere Typen von Berufsverständnis unter Angehörigen des Mittelbaus vorkommen. Man denke an die Identifizierung mit der Lehre, in die Assistentinnen und Assistenten der Geistes- und Sozialwissenschaften teilweise stark und eigenverantwortlich involviert sind.

Wissenschaft als Freiraum

»Das ist was, was man wahrscheinlich in der Doktorarbeit hat und sonst nie mehr im Leben, dass man wirklich genau das macht, was man jetzt selber denkt, das man machen will.« (Nina Hahn, Doktorandin)

Ein erstes Motiv, das junge Angehörige der Meteorologie, Botanik und Pharmazie durchgängig – und zwar Männer wie Frauen – zur Sprache bringen, lässt sich mit dem Begriff ›Wissenschaft als Freiraum‹ umschreiben. Nach den Aspekten ihrer wissenschaftlichen Arbeit befragt, die sie besonders interessant finden und schätzen, antworten Promovierende und Postdocs der drei Naturwissenschaften mit einer umfassenden Ausschmückung des Freiheitsbildes. Das akademische Arbeitsumfeld biete »Ruhe zum Arbeiten und ziemlich freie Entfaltung«, so dass man sich »tief in die Materie rein versenken« könne. Die »Freiheit, die man hat, wenn man forscht«, ist mehrdimensional. Sie umfasst die freie Wahl des ›Was‹ (Themen), des ›Wie‹ (Praktiken, Methoden) und des ›Wann‹ (Arbeitszeit). Dabei wird das Motiv der individuellen Zeiteinteilung zu einem Synonym für den ›Freiraum Forschung‹ insgesamt: »Die Arbeitszeit ist so für mich ein Symbol für Freiheit bei der Arbeit oder selbständige Arbeit« (Hannes Ziller).

Interessanterweise steht die refrainhafte Betonung der Möglichkeit freier Zeiteinteilung in krasssem Gegensatz zu jener Darstellung der Realität naturwissenschaftlicher Forschung, nach der sich die Forschenden mit Haut und Haar und durchaus lustvoll den Zeitlogiken ihrer Forschungsprojekte und Untersuchungsobjekte unterordnen. Geduldiges Warten auf das Eintreten geeigneter Umweltbedingungen für die Messung im Feld, langwieriges Experimentieren im Labor ungeachtet von Tageszeit und Wochentag, selbstvergessene Arbeit am Computerbildschirm oder Zeichenbrett bis tief in die Nacht hinein symbolisieren zugleich Grenzerfahrungen, die mit der Ausbildungsphase einhergehen. Der Widerspruch liegt in der Aufrufung zweier konträrer Motive. Den Untersuchungsobjekten ausgeliefert, bewahren die Forschenden ihre Freiheit gegenüber den anderen Untersuchungsobjekten, den Kollegen und Kolleginnen. Der ›Freiraum‹ konstituiert sich folglich in der Vorstellung einer aus allen sozialen Strukturen losgelösten Arbeit, die sich ausschließlich der (wissenschaftlichen) Sache verpflichtet fühlt. Wissenschaftliche Arbeit wird in diesem Bild zur Arbeit »für sich« (bzw. »für die Wissenschaft«), nach eigenem Ermessen und Trachten. Im Gegenzug wird die Arbeit »für andere« mit einem Mangel an Gestaltungsspielraum und Selbständigkeit assoziiert und der Wirtschaft als Gegenwelt zur Hochschule zugeordnet. Um die Arbeit für andere ranken sich Negativszenarien, die durch Kontrastierung plastisch hervortreten. Die Promotionsphase bietet z.B. in der Meteorologie und der Botanik die Gele-

genheit, »noch mal ein bisschen was mit seinem Wissen zu machen«, bevor das Fachwissen im antizipierten späteren Beruf außerhalb der Universität brachliegen und in Vergessenheit geraten wird.

Nicht zufällig sind es gerade die noch unerfahrenen Novizen und Novizinnen, die die Wissenschaft durchgängig mit dem Bild des ›Freiraums‹ assoziieren. Die Forschung ist ihnen nicht nur Experimentierraum für erste eigenständige Gehversuche in der Wissenschaft, sondern zugleich ›Labor des Lebens‹. In der Promotionsphase verliert die vorangegangene kulturelle Daseinsform ihre Gültigkeit, während die auf sie folgende sich noch nicht klar herauskristallisiert hat. Junge Forschende befinden sich in einer »liminalen Phase« (Turner 1995). Sie durchlaufen eine Zeit der Ambiguität und befinden sich in einer Art sozialen Zwischenstadiums, an dessen Ende sie ein sozialer Statuswechsel erwartet (ebd.: 35).²⁴ Die Konstruktion des ›Freiraums Forschung‹ erfüllt so eine doppelte Funktion der Abgrenzung nach außen sowie der Integration nach innen, die zugleich eine stabilisierende Wirkung zeitigt. Die Professorin Britta Metz fasst die Situation ihrer promovierenden Zöglinge wie folgt zusammen:

»Eine Doktorarbeit ist ja eine persönliche Reifeentwicklung, wo das junge Menschen sind, die irgendwo im Umbruch sind. Also ich sehe das oft, dass das parallel läuft. Die wissenschaftliche Reifung dann auch mit der persönlichen Reifung.« (Britta Metz, Professorin)

Die Erzählungen der Befragten zeigen, dass dieses eng an die liminale Phase gekoppelte Berufs- und Selbstverständnis Frauen wie Männern gleichermaßen zugänglich ist. Das Geschlecht wird durch den gemeinsamen Erfahrungshorizont quasi neutralisiert. Sie unterscheiden sich denn auch nicht darin, wie sie das Motiv ›Wissenschaft als Freiraum‹ zur Sprache bringen. Darüber hinaus enthalten ihre Erzählungen auch keinerlei Hinweise auf Stereotypisierungen. In den gesellschaftlich vorherrschenden Vorstellungen haben junge Menschen beiderlei Geschlechts heute ein Recht auf universitäre ›Lehr- und Wanderjahre‹ mit ihrer ganz eigenen Zeitlogik und ihrem Erfahrungshorizont.

Dem idealisierten Bild einer nur der eigenen Neugier verpflichteten Wissenschaft steht die akademische Berufsrealität gegenüber. Selbst Promovierende, die sich in gewisser Hinsicht noch in einem akademischen Schonraum bewegen, und in einem stärkeren Ausmaß Postdocs und Oberassistenten sehen sich mit einem Forschungsalltag konfrontiert, der durch ein Ringen um Anerkennung, Glaubwürdigkeit und Ressourcen ge-

24 | Das Konzept des Liminalen wurde vom Ethnologen Victor Turner (1989, 1995) in Anlehnung an die Arbeiten von Arnold van Gennep entwickelt.

kennzeichnet ist (vgl. Latour/Woolgar 1986). Der Phase des verklärenden, idealisierten Blicks auf die Wissenschaft noch ohne Wissen um die Regeln des »Spiels« (Krais 2000: Kap. 1)²⁵ folgt früher oder später ein Prozess der Bewusstwerdung. Wissenschaftliches Handeln erscheint den jungen Forschenden nun weniger angeleitet durch Uneigennützigkeit, Universalismus und Kommunalismus – drei der von Robert Merton (1985a) formulierten sozialen Normen – als durch ein Interesse am eigenen »Fortkommen«. In ihren Beobachtungen und den zugehörigen Interpretationen unterscheiden sich Männer und Frauen diesbezüglich nicht. Auch halten die jungen Forschenden ungeachtet ihres Geschlechts weiterhin am identitätsstiftenden Motiv »Wissenschaft als Freiraum« fest.

Fragt man in diesem Kontext nach der Wirkung, die das Motiv in Bezug auf die Berufsverläufe junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen entfaltet, so lässt sich zunächst festhalten, dass es in einer ersten Phase durchaus karrieredienlich ist. Von den Promovierenden wird erwartet, dass sie sich ihrem Dissertationsprojekt vollständig hingeben. Erst diese, alles andere ausblendende Fokussierung ermöglicht es ihnen, sich technische und in engem Sinne wissenschaftliche Kompetenzen anzueignen, die eine Voraussetzung für ergebnisreiches Forschen in der Zukunft bieten. Allerdings endet die wissenschaftliche Laufbahn schon schnell in einer Sackgasse, wenn nicht frühzeitig erkannt wird, dass dies nur eine erste Vorbedingung für den späteren Erfolg darstellt. Erfolg in der Wissenschaft beruht ebenso auf sozialen Kompetenzen wie auf dem Zugang zu einem Netzwerk einflussreicher Kolleginnen und Kollegen. Kurzum: Der »Freiraum Forschung« birgt mit seiner inhärenten Verlockung der Unabhängigkeit Gefahren für jene, denen es nicht rechtzeitig gelingt, auch die für das erfolgreiche Fortschreiten der Karriere unerlässlichen sozialen Ressourcen zu mobilisieren. Die wohlwollend lenkende Hand eines Mentors, die klugen Ratschläge einer Mentorin und die von ihnen übernommenen Vorbildfunktionen sind in diesem Prozess von unschätzbarem Wert (vgl. I/5.1). Auch sind es typischerweise die Doktorväter und -mütter, die dem Nachwuchs helfen, ein kollegiales Netz aufzuspannen und zu erweitern. Die Interviews deuten darauf hin, dass nur wenige jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die große Bedeutung der Vernetzung und der Betreuung für den Fortgang ihrer Karriere erkennen.²⁶ Eine Verengung auf das Motiv »Wissen-

25 | Die ursprünglich in der ethnologischen Feldtheorie Pierre Bourdieus entwickelte Spielmetapher ist in den letzten Jahren durch verschiedene Autorinnen in plausibler Weise auf das wissenschaftliche Feld übertragen worden. Vgl. Hasenjürgen (1996); Engler (1999, 2000) und Krais (2000).

26 | Während *Mentoring* als Konzept den Promovierenden vielfach unbekannt zu sein schien, konnten Frauen wie Männer des oberen Mittelbaus ihre Mentorinnen

schaft als Freiraum« erweist sich aus dieser Perspektive als ein schlechter Leitfaden für die akademische Laufbahn. Dies gilt für Frauen und Männer, die sich von diesem Motiv ähnlich stark angezogen fühlen, gleichermaßen.

Wissenschaft als Berufung

»If I am not doing administration on weekends I then say, well, at least I can do my own research. And most of my *own* research gets done, either in the middle of the night or on weekends. So whatever else is left is what I use for my own research.« (Peter Ellis, Professor)

Faktisch haben der Freiraum und das Privileg der freien Zeiteinteilung, wie sie der Nachwuchs mit der wissenschaftlichen Tätigkeit assoziiert, bis zum Erreichen einer Professur eine sukzessive Einschränkung erfahren. Der ›Freiraum Wissenschaft‹ muss gegen eine Vielzahl anderer Verpflichtungen, Erwartungen und Ansprüche behauptet werden. Das berufliche Selbstverständnis definieren Inhaber und Inhaberinnen einer Professur dementsprechend nicht mehr über den Kontrast zu außerakademischen Arbeitsfeldern (wie Promovierende es tun), sondern über einen innerberuflichen Kontrast zwischen der Forschung »für sich« und anderen Arbeiten – für den Nachwuchs, die Community, die Universität. Die Wertigkeit, die verschiedenen Aufgaben und Funktionen an der Hochschule wie in anderen Bereichen zugewiesen wird, variiert mit dem professoralen Selbstverständnis. In einer dem Motiv des ›Freiraums‹ verwandten Interpretation, die wir ›Wissenschaft als Berufung‹ nennen wollen, wird für die wissenschaftliche Tätigkeit ein umfassender Spielraum durch eine räumliche, zeitliche und symbolische Verquickung von Arbeit und Privatem geschaffen (vgl. IV/1.2.2). Ein Berufsverständnis, das die wissenschaftliche Arbeit mit Leidenschaft assoziiert, ins Lebenszentrum rückt und die daraus folgenden Entbehrungen als Lebensperspektive zu tragen bereit ist, wird im Zitat von Professor Peter Ellis (s. obiges Zitat) angedeutet. Nicht zufällig handelt es sich beim Autor um einen gestandenen Wissenschaftler männlichen Geschlechts. Lorraine Daston (2003) schildert in ihrem Aufsatz zur wissen-

bzw. Mentoren durchweg benennen. Für diese Tatsache lassen sich zwei Erklärungen aufstellen: Zum einen erkennen Promovierende die karrierefördernde Natur einer Mentorenbeziehung zuweilen erst gegen Ende ihrer Promotion. Zum anderen vermuten wir, dass junge Mittelbauangehörige ohne Mentorin bzw. Mentor ihre wissenschaftliche Karriere häufiger bereits in einer frühen Phase beenden und damit aus unserem Sample herausfallen. Unsere Daten enthalten kein Anzeichen dafür, dass Frauen gegenüber Männern, was die Häufigkeit und Wirksamkeit ihrer Mentorenbeziehungen angeht, benachteiligt wären.

schaftlichen Persona das »Dilemma von Arbeit und Versunkenheit«, das sich Frauen verstärkt stellt: »Sich auf einen Bereich zu konzentrieren bedeutet, den anderen zu vernachlässigen. Somit waren und blieben die erlaubten Muster der Zuwendung und der Abneigung von der wissenschaftlichen Arbeit bis heute stark umstritten« (ebd.: 130). Leidenschaftliche Hingabe an die wissenschaftliche Sache – verbunden mit ihrem »von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch« (Weber 1919/1995: 12) – ist Teil eines männlichen Repertoires der Selbstdarstellung als Professor. Um als Professorin nicht suspekt zu werden, stellt sich Frauen die praktisch unlösbare Aufgabe, eine Balance herzustellen zwischen wissenschaftlicher Obsession und ihrer weiblichen Geschlechtsidentität. Letztere aber ist mit wissenschaftlicher Selbstvergessenheit nicht vereinbar. Die Deutung der eigenen Tätigkeit als Berufung ist denn – ob faktisch gerechtfertigt oder nicht – ausschließlich Männern zugänglich (vgl. auch Wobbe 1997; Engler 2000). Folglich verkehrt sich ein berufliches Selbstverständnis, das junge Forschende geschlechtsindifferent mit ihrer affektiven Beziehung zur Wissenschaft in Verbindung bringen, im Laufe der Karriere in ein Motiv, das Frauen nur unter Leugnung ihrer Geschlechtsidentität in Anspruch nehmen können.

Wissenschaft als Job wie jeder andere

»Für mich ist das, was ich hier [am Institut] gefunden habe, eher ein Job. Aber ein Job, der natürlich viel viel interessanter ist als irgendwas, was ich in der Industrie gefunden hätte.« (Bernd Schumann, Doktorand)

Ein weiterer Typ akademischen Berufsverständnisses kommt im Zitat von Bernd Schumann zum Ausdruck. In der Deutung ›Wissenschaft als Job wie jeder andere‹ ist eine stärkere Affinität zur Praxis wissenschaftlicher Forschung angelegt, sie erweist sich in den Naturwissenschaften der Tendenz nach als unverträglich mit dem Verständnis von ›Wissenschaft als Freiraum‹ (ganz im Gegensatz zur Architektur, s.u.). Die Vorstellung, wissenschaftliche Arbeit sei mit einer außeruniversitären Tätigkeit und anderen Jobs problemlos vergleichbar, verweist auf eine Symmetrisierung verschiedener Tätigkeitsbereiche und Berufswelten, in denen der Wissenschaft weder ein epistemischer noch ein sozialer oder kultureller Sonderstatus zugestanden wird. Es überrascht daher nicht, dass dieses Motiv insbesondere mit jenen Disziplinen in Verbindung gebracht wird, die mit einem relativ klar gezeichneten Berufsbild bei gleichzeitig positiver Arbeitsmarktlage assoziiert werden, also z.B. mit der Pharmazie eher als mit der Meteorologie und wiederum mit letzterer eher als mit der Botanik. Es findet zudem in Disziplinen eher Plausibilität, deren Grenze zum außerakademischen Ar-

beitsmarkt (z.B. der Wirtschaft) relativ durchlässig ist. Das Wissenschaftsverständnis der auf die Wissenschaft als Job verweisenden Forscher und Forscherinnen manifestiert sich als durchweg pragmatischer und weniger desillusionierungsanfällig als das idealisierte Pendant. Verschiedene Berufsvorstellungen für eine Tätigkeit in und außerhalb der Wissenschaft werden einander nach verschiedenen Kriterien auf derselben Argumentationsebene gegenübergestellt. Der Doktorand Michael Denner z.B. formuliert sein universitäres Tätigkeitsprofil in einer wirtschaftsnahen Sprache.

»Was mich besonders interessiert, ist Information effizient zu nutzen, an sie möglichst gut, schnell, effizient heranzukommen, sie entsprechend zu verwerten, das Ganze projektorientiert zu verwenden, Projekte zu steuern, und da fällt ja eigentlich viel rein in die Projektsteuerung und Kommunikation zwischen Menschen. Das finde ich sehr interessant.« (Michael Denner, Doktorand)

Das Bild von der wissenschaftlichen Tätigkeit als einem Job wie jedem anderen wird von Frauen und Männern gleichermaßen beansprucht. Allerdings entfaltet es eine geschlechterdifferenzierende Wirkung, die disziplinspezifisch mehr oder weniger stark ausgeprägt ist. Die Universitätspharmazie bietet mit ihrer Nähe zu verschiedenen Berufsfeldern ein instruktives Beispiel. Betrachten wir zunächst die Phase direkt nach Studienabschluss. Strukturell ermöglicht das problemlose zeitliche Nebeneinander von Promotion und (Wochenend-)Arbeit in der Apotheke einen Einstieg in die Wissenschaft auf Probe. Das damit einhergehende entdramatisierte Wissenschaftsverständnis – die Universität als Lieferantin eines zweiten ›Jobs‹ – erleichtert jungen Pharmazeutinnen eine schrittweise Loslösung von der Macht stereotypisierter Berufsbilder (vgl. IV/I.1.3). Es trägt demnach zu einer Senkung der Einstiegsschwelle in die Wissenschaft bei, von der insbesondere Frauen profitieren. In der Botanik und der Meteorologie ließen sich diesbezüglich keine Geschlechterunterschiede ausmachen.

In einer fortgeschrittenen Karrierephase wird durch die Ansicht, Wissenschaft sei ein Job wie jeder andere, der »Hasard« (Weber 1919/1995)²⁷ einer Universitätskarriere entschärft. Alternativen zu ihr sind vorstellbar

27 | Als »wilden Hasard« bezeichnete Max Weber (1919/1995) in seiner berühmten Rede vor Studierenden die wissenschaftliche Laufbahn im Jahre 1919. Auch für das Hochschulsystem in Deutschland und in der Schweiz trifft diese Einschätzung nach wie vor zu. Die sich von Studienabschluss bis zur angestrebten Professur über ein bis zwei Jahrzehnte erstreckende Phase mit ungewissem Ausgang erlebt der wissenschaftliche Nachwuchs als eine Aneinanderreihung befristeter Beschäftigungsverhältnisse und nicht minder prekärer Perioden der Förderung durch Stipendien von meist kurzer Dauer.

und nicht notwendig weniger attraktiv. Ob das Fortführen einer akademischen Laufbahn erstrebenswert ist, entscheidet sich in dieser Logik erst durch den abwägenden Vergleich mit den konkurrierenden Beschäftigungsbedingungen alternativer Berufswelten. Die Arbeit an der Hochschule zeichnet sich für fortgeschrittene Forschende z.B. durch die Zusammenarbeit mit Promovierenden statt vorwiegend mit technischen Angestellten wie in der Industrie aus. Eine Anstellung in der Industrie hat ihrerseits Vorteile wie eine gute apparative, personelle und finanzielle Ausstattung. Während diese Faktoren von Männern wie Frauen nicht unterschiedlich bewertet werden, gibt es auch Faktoren, die insbesondere für Frauen eine große Bedeutung haben. Als Pluspunkt auf Seiten der Universität lässt sich nämlich zynischerweise die Tatsache verbuchen, dass sich manche Pharmazeutin (oder Architektin) in ihrer Erfahrung während eines Industriepraktikums mit manifesten diskriminierenden Praktiken konfrontiert sah, denen sie in der Folge den relativen ›Schonraum‹ der Universitäten vorzog. Auch die geschlechtliche Aufladung des Berufsfeldes (bzw. das Fehlen davon) wird folglich zum Kriterium, nach dem eine Universitätslaufbahn auf ihre vergleichsweise Attraktivität überprüft wird.

Schließlich hat die Vorstellung von ›Wissenschaft als Job‹ einen weiteren Bezug zur Frage nach dem Geschlecht. Indem der Wissenschaft in dieser Vorstellung der Nimbus des Außergewöhnlichen genommen ist, konstituiert sich in ihr ein Gegenbild zur ›Wissenschaft als Berufung‹. Leidenschaftliche Hingabe, Versunkenheit und Selbstvergessenheit rücken in den Hintergrund. Stattdessen erscheint Wissenschaft mit Fähigkeitsprofilen assoziiert, wie sie heute außerakademische Berufswelten charakterisieren. Wissenschaftlerinnen entkommen durch Bezugnahme auf ein derart entdramatisiertes Berufsverständnis zwar nicht den gesellschaftlich vorherrschenden Bildern des ›Herrn Professors‹ als einer genuin männlichen Figur. Dafür bietet ihnen die Variante ein Berufsverständnis, das mit ihrer weiblichen Geschlechtsidentität vereinbar ist.

Wissenschaft zwischen Freiraum und Job in der Architektur

»Wenn du nur in der Praxis bist, wirst du schnell auch so ein bisschen pragmatisch und sagst, ja das geht ja sowieso nicht. Aber das Geistige wieder mal losgelöst vom Machenmüssen gibt ja so eine gewisse Freiheit, auch darüber nachzudenken, was du eigentlich machst.« (Rita Gmür, Assistentin)

Die enge Verklammerung von Hochschul- und Berufskontext lässt in der Architektur ein akademisches Berufsverständnis dominieren, das aus einer Überlagerung von zwei der beschriebenen Motive besteht: Wissenschaft

wird als intellektueller Freiraum begriffen und zugleich mit einer Jobmentalität ausgeführt. Im Unterschied zu jenen Disziplinen, die wissenschaftsinterne Karrierewege anbieten, entziehen sich Architekturkarrieren dem ansonsten in der Wissenschaft üblichen Muster der verlängerten bzw. auf Dauer gestellten Adoleszenz.²⁸ Der universitäre Mittelbau geht in der Regel parallel zur Hochschultätigkeit einer selbständigen Berufstätigkeit nach. Entsprechend steht die Assistenz zunächst für ein Angestelltenverhältnis, das mit der beruflichen Selbständigkeit im eigenen – meist noch sehr kleinen und knapp überlebensfähigen – Architekturbüro und der damit verbundenen Verantwortung kontrastiert. Gegenüber dem karriererelevanten Berufserfolg in der Praxis nimmt die Tätigkeit an der Hochschule lediglich eine kompensatorische Funktion ein, sie wird zum »Transit-Job, den du dann machst, wenn du eigentlich nicht viel zu bauen hast« (Kathrin Pauly, Assistentin). In den Erzählungen der befragten jungen Architektinnen und Architekten differenziert sich der verglichen mit dem Stellenwert der beruflichen Praxis instrumentelle Charakter der Assistenz weiter aus. Sie dient einerseits als Distanzierungsmechanismus gegen die Vereinnahmungstendenzen der Praxis:

»Es ist für die Praxis gut, wenn man mal zwei Tage so einen Unterbruch hat. [...] Also ich komme jedes Mal mit einem gewissen Abstand an die Arbeit heran und kann, so denke ich, auch gut das Projekt so ein bisschen im Griff behalten, oder einfach weniger emotional da reinkommen.« (Andreas Osterland, Assistent)

Andererseits eröffnet die Hochschultätigkeit eine Möglichkeit zur Reflexion der Praxis, denn das in der Praxis erworbene, selbstverständliche Wissen und die impliziten Beurteilungskriterien müssen im Rahmen der Lehrtätigkeit rückübersetzt und expliziert werden:

»Diese Sachen, die so quasi zu automatischen [ringt nach Worten] Gesten werden oder zu Zeichnungen, muss man formulieren können, um sie den Studenten mitzuteilen.« (Cornelia Fust, Gastdozentin)

Das »Sprechen über Architektur«, die »theoretische« und die »mündliche« Auseinandersetzung, die an der Hochschule gefragt sind, bilden gewissermaßen einen Gegenhorizont zum beruflichen Handlungsdruck (s. Zitat S. 225). Der theoretische Zugang schafft einen Freiraum, der von den Hand-

28 | Vgl. zum bis ins weite Erwachsenenalter aufrechterhaltenen Status der wissenschaftlichen Unmündigkeit im deutschen Modell wissenschaftlicher Karrieren auch Krais und Krumpeter (1997: 17–21) und für eine polemische Schilderung der vergleichbaren Situation in Frankreich Bourdieu (1992: 155).

lungsfolgen realer Konstruktionen in der Praxis entbindet. Andererseits führt das Fehlen von Handlungsfolgen – in gewissem Sinne bleiben die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit ohne Konsequenzen – im Hochschulkontext dazu, dass »die Motivation halt nicht so groß ist, sich hier besonders zu engagieren« (Rita Gmür).²⁹

Konterkariert wird die Jobmentalität durch eine intellektuell-künstlerische Aufladung des Arbeitskontextes Hochschule. In den Augen der jungen Architektinnen und Architekten gewährt die Hochschule gegenüber der Praxis unglaubliche »Freiheitsgrade«. Sie lässt Raum für das »Experimentelle«, spornt zu mehr »Präzision« an und bewertet »Leistung als solche [...], und nicht irgendwie sonst was« (Sophia Saxer, Assistentin). Was in diesen Begriffen stilisiert wird, ist die Begeisterung für eine »reine«, von den Anforderungen (und den Niederungen) der Praxis nicht kontaminierte Architektur, eine Architektur ohne Außenreferenz. In seiner Selbstbezogenheit gleicht dieser Enthusiasmus dem Deutungsmodell »Forschung als Freiraum« und der darin symbolisierten Hingabe an die Sache, die eine Loslösung aus sozialen Strukturen erlaubt. Die Hinwendung zu einer »reinen Architektur« birgt aber ein zwiespältiges Potenzial. Sie verführt zu einer Überbewertung der Hochschultätigkeit, gemessen an deren faktischer Bedeutung im Karrieremodell. Statt eine pragmatisch-zweckmäßige Ergänzung zur praktischen Berufstätigkeit zu sein, gerät die Assistenz in dieser Interpretation zum Selbstzweck. Vergleichbar der bereits dargestellten Überhöhung der Hochschule zum Schonraum, sprengt die hier geschilderte Aufladung der Assistenz die ihr im Karriereverlauf zugebilligte Funktion. Vor diesem Hintergrund muss die Tatsache, dass Frauen im akademischen Mittelbau verglichen mit ihrer Berufsbeteiligung zahlenmäßig sehr gut vertreten sind (vgl. II/1.4), neu bewertet werden. Wenn wie in der Architektur eine Hochschultätigkeit Laufbahnen zwar optimiert, Karrierechancen aber letztlich im parallelen Berufskontext zugewiesen werden, kann die vermeintliche Attraktivität der Hochschultätigkeit unversehens zur (Frauen-) Falle werden. Wissenschaft wird dann (in den Deutungen) zu einem Beruf, was sie faktisch in der Architektur gar nicht sein kann.

Insgesamt unterliegt die Zuschreibung von intellektuellem Gestaltungsspielraum und Job-Charakter in der Architektur einer Dynamik – sie

29 | Ein weiteres Indiz für die mit einer Stellung im Mittelbau verbundene Jobmentalität offenbart sich in den Antworten auf unsere Interviewfrage nach Unzufriedenheiten mit der gegenwärtigen Hochschultätigkeit. Die Frage stieß durchgängig auf Unverständnis und wurde mit dem Verweis quittiert, dass neben der selbstbestimmten und entsprechend als anstrengend erlebten Berufstätigkeit die Hochschultätigkeit als Kompensation gelte, in Bezug auf deren Gestaltungsspielraum keinerlei Ambitionen gehegt würden.

verschiebt sich in verschiedenen Karrierephasen. Zwar weist der Arbeitskontext Hochschule für die Angehörigen des Mittelbaus Aspekte eines Frei-raums auf; die Aspiration, sich selber zu verwirklichen, wird aber letztlich auf das außeruniversitäre Berufsfeld projiziert. Denn eine Assistenz hat in den Augen von Architekten und Architektinnen immer auch den zweifelhaften Anstrich, fremdbestimmte Arbeit »für andere« zu sein. Im Gegensatz dazu kulminiert die mit einer Charismatisierung der eigenen Tätigkeit zum außeralltäglichen, künstlerischen Akt³⁰ verbundene berufliche Selbstverwirklichung in der selbstbestimmten Arbeit »für sich« im eigenen Büro. Mit dem Spannungsfeld von Freiraum und Job thematisieren junge Architektinnen und Architekten demnach immer auch die Differenz zwischen einem Anstellungsverhältnis (an der Hochschule) und der Selbständigen-Existenz (im eigenen Büro). Letztere birgt den Nachteil, dass sie selbst im Vergleich zu einer befristeten Anstellung an der Hochschule ausgesprochen instabil und unberechenbar ist. Nicht selten bricht sich der Anspruch auf berufliche Selbstverwirklichung im eigenen Büro denn auch am Ringen ums ökonomische Überleben. Eine selbständig arbeitende junge Architektin schildert die Konkurrenz zwischen brotlosem Kulturschaffen und lukrativer Dienstleistung am Beispiel ihrer zeitweiligen Tätigkeit als Jurorin von Architekturwettbewerben:

»Das ist jetzt nicht etwas, was ich oft machen könnte. Das ist im Moment schon spannend, aber auch stressig: Man muss immer nur produzieren und kann relativ wenig für sich rausholen. Da kann man Kontakte knüpfen, sicher, das ist ein Vorteil, aber das ist wirklich sehr ein Leisten und einfach nur wenig für sich [...]. Es ist finanziell sehr interessant, auf jeden Fall, weil man Beraterhonorare bekommt, im Gegensatz zu dem, was man sonst als Architekt bekommt, aber eben, also bei mir wird das sehr im Rahmen bleiben.« (Franziska Fischer, selbständige Architektin und Assistentin)

Gemessen an der Bedeutung einer Mitgliedschaft in Wettbewerbs-Preisgerichten für die Karriere des eigenen Büros erstaunt die Geringschätzung, mit der Franziska Fischer die an sich prestigeträchtige Juroren-Tätigkeit zum finanziellen Zubrot und die damit verbundenen Vernetzungseffekte zur Nebensache degradiert. Ihr Lamento über die negative Bilanz zwischen vorausgabendem Engagement und »persönlichem« Gewinn offenbart, wie schlecht der Beigeschmack ist, den fremdbestimmte Arbeit »für andere« in der Architektur hat. Zugespitzt äußert sich dieser in den Vorbehalten, die

30 | Vgl. für eine instruktive Anwendung des Charisma-Begriffs auf die Wissenschaft Schmeiser (1994, insbes.: 34-42), zur symbolischen Koppelung von wissenschaftlichem Charisma und Männlichkeit Engler (2000: 140-143).

junge Architektinnen und Architekten typischerweise gegen ein Verständnis ihrer Tätigkeit als Dienst am Kunden hegen.

»Ich habe Mühe mit Bauherren, wo du einen Bau fertig machst und dann merkst du halt, sie bewohnen den jetzt anders, als du eigentlich gehofft hattest, und du merkst daran, dass sie es eigentlich gar nicht verstanden haben. [...] Aber ich denke, das musst du einfach wegstecken und wieder weiter machen.« (Rita Gmür, Assistentin und selbständige Architektin)

Das Zitat von Rita Gmür macht den Zwiespalt deutlich zwischen dem Anspruch auf kreative Selbstverwirklichung und der faktischen ökonomischen Abhängigkeit von Bauherren, dem sich junge Architekturschaffende in der Berufspraxis ausgesetzt sehen. Für die jungen Architektinnen und Architekten steht die Marktförmigkeit der professionellen Architektur letztlich in einem unauflösbaren Widerspruch zur Selbststilisierung ihres Berufes, eine Berufung zu sein. Die Vorstellungen, wahre Berufung unterscheide sich vom (niederem) Broterwerb (vgl. Daston 2003) und architektonisches Charisma sei nicht mit einem ökonomischen Kalkül vereinbar³¹, geraten in Konflikt mit den Bedingungen der ökonomischen Wirklichkeit außerhalb der Hochschule.

Dieser Widerspruch verringert sich parallel zur Verbesserung der eigenen Position im Feld der Architektur. Denjenigen, denen es gelungen ist, sich als Architekt oder Architektin einen Namen zu machen, wird nicht nur mehr Gestaltungsspielraum zugestanden. Die Umsetzung einer individuellen Handschrift ist sogar Teil des Kalküls, das Bauherren mit der Beauftragung eines namhaften Architekten verbinden. Obschon faktisch durchaus präsent, geraten in einem derartigen Auftragsverhältnis die Zwänge der Ökonomie symbolisch in den Hintergrund.³² Es sind die beschriebenen zentralen Akteure des architektonischen Feldes, die auch die hohen Ränge im akademischen Kontext besetzen. Dabei wird dem Inhaber eines Lehrstuhls oder einer Gastdozentin an der Hochschule selbstverständlich dasselbe Ausmaß an gestalterischem Freiraum wie im beruflichen Umfeld ge-

31 | Gemäß Max Weber (1922/1980) ist Charisma bekanntlich »wirtschaftsfremd«.

32 | Gleichsam einen Musterfall für die Außerkraftsetzung des latenten Dienstleistungscharakters architektonischer Praxis präsentiert uns der Architekturstar. Als gesellschaftlich anerkannter Geschmacksexperte besitzt er Autonomie über seine eigene Produktion; seine Bauten sollen in erster Linie auf ihren Schöpfer verweisen. Der Architekturstar ist der eigentlich Berufene, dem es auch in einem marktförmig regulierten Feld gelingt, eine gewisse leidenschaftliche Weltabgewandtheit zu zelebrieren.

währt. Entsprechend reduziert sich auf der Stufe der Professur die für die Angehörigen des Mittelbaus so virulente Spannung von inner- und außer-universitärer Tätigkeit zwischen Freiraum und Job. An der Spitze einer Karriere angelangt, wird dem Architekten eine Charismatisierung seiner Tätigkeit sowohl im Beruf wie an der Hochschule zugestanden. Die Tatsache, dass Frauen im männlich dominierten Berufsfeld massiv untervertreten sind, hat in der Logik des architektonischen Karrieremodells auch eine Untervertretung vor allem in hohen Positionen der Wissenschaft zur Konsequenz. Darüber hinaus ist die berufliche Selbstdeutung über Charismatisierung ein Muster, das sich Frauen ohnehin bereits in früheren Karrierephasen verschließt.

1.2.2 »Arbeit und Streben, das ist ihr Leben«: Wissenschaft und Privates

Wenn eine wissenschaftliche Tätigkeit nicht als ein ›Job wie jeder andere‹ begriffen wird, so hat dies vermutlich auch Auswirkungen auf das Verhältnis von Wissenschaft und Privatem. Die von den befragten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern entwickelten Konzeptionen dieses Verhältnisses sind zunächst überraschend vielfältig. Der Versuch, die verschiedenen Typen von Vereinbarkeitslogiken zu ordnen – sei es bezüglich des Verhältnisses von Wissenschaft und Privatleben überhaupt, sei es in der Zuspitzung auf die Frage der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie –, legt eine disziplinenübergreifende Typologie für die drei Naturwissenschaften nahe und eröffnet zugleich einen Kontrast dieses Musters zu demjenigen der Architektur. In allen vier Disziplinen äußern sich Männer und Frauen gleichermaßen zur Frage des Verhältnisses von Wissenschaft und Privatleben. Anders verhält es sich mit dem Thema der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Kindern. Während die Konzeptionen der Beziehung von Beruf und Privatem geschlechtsunabhängig zwischen den Angehörigen der Naturwissenschaften und der Architektur, also zwischen Disziplinengruppen variieren, kommt hinsichtlich der Thematisierung der ›Kinderfrage‹ zwischen Naturwissenschaften und Architektur auch der Geschlechterdifferenz unterschiedliche Virulenz zu. Explizit thematisiert wird die Frage fast ausschließlich bei der Gruppe der jungen Naturwissenschaftlerinnen. Sie antizipieren das Thema Mutterschaft als eine für ihre Karriereplanung belangvolle Variable. Für ihre männlichen Kollegen dagegen scheint die Frage der Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Tätigkeit und Elternschaft nur dann ein relevantes Thema zu sein, wenn sie als Familienväter mit der Problematik faktisch konfrontiert sind. Anders in der Architektur: Hier scheiden sich die Geschlechter nicht ob der Thematisierung der Kinderfrage. So fällt bei den Architektinnen auf, dass sie im Unterschied zu

den Naturwissenschaftlerinnen die Kinderfrage genauso wie ihre männlichen Kollegen überhaupt nicht thematisieren.

Das Streben nach Balance in den Naturwissenschaften

»Also ich mache meine Arbeit bestimmt nicht nur, um meine Brötchen zu verdienen.« (Felicita Daum, Postdoktorandin)

Stellvertretend für ein Bild, das uns im Mittelbau durchgängig begegnete, vertritt Felicitas Daum mit Vehemenz die Überzeugung, dass es sich bei der Wissenschaft um mehr als einen Broterwerb handle. Die Deutung der wissenschaftlichen Tätigkeit als Sinnstiftung korrespondiert mit der Hintergrundannahme, eine wissenschaftliche Karriere fordere eine totale Unterordnung des Privatlebens unter den Beruf, wie sie in der viel bemühten Chiffre der »60-Stunden-Woche« zum Ausdruck kommt. Angehörige des Mittelbaus positionieren sich unterschiedlich hinsichtlich dieser normativen Folie. Gemeinsam ist den verschiedenen Konzeptionen des Verhältnisses von Wissenschaft und Privatleben die Vorstellung, die beiden Bereiche hätten sich in einer wie auch immer gearteten Balance zueinander zu verhalten. Innerhalb dieses Rahmens lassen sich zwei dominante Typen von Vereinbarkeitslogiken unterscheiden. Ein erster Typus trennt klar zwischen Beruf und Privatem und setzt die Balance sozusagen im Längsschnitt an, in einem zeitlichen Nacheinander beruflicher und privater Präferenzen. In dieser Konzeption sind Phasen vorgesehen und sogar opportun, während derer das Privatleben zugunsten der Wissenschaft völlig in den Hintergrund tritt. So schildert eine Doktorandin eindrücklich ihr zeitliches und mentales Engagement vor wichtigen Terminen und *deadlines* als (notabene freiwillige) Preisgabe ihres Alltags und ihrer privaten Persönlichkeit:

»Dann vergesse ich wirklich *alles* und sitze nur noch hier am Institut, und dann stapelt sich die Wäsche zu Hause [lacht] und das schmutzige Geschirr. Dann vergesse ich, [lachend] dass ich ein Mensch bin sozusagen und irgendwie noch was anderes habe.« (Tanja Dosch, Doktorandin)

Die in die Metapher des Menschseins übersetzte private Seite des Lebens findet in dieser Strategie phasenweise durchaus zu ihrem Recht; das Privatleben wird nicht ausgelöscht, es wird lediglich vertagt, wie es die Aussage einer anderen Doktorandin illustriert:

»Je sicherer ich mich mit meiner Arbeit fühle, umso mehr habe ich wieder Privatleben.« (Thea Klose, Doktorandin)

Die für die Promotionsphase typische Strategie der zeitweilig totalen Unterordnung des Privaten unter die Anforderungen der Wissenschaft zeugt von dem hohen *commitment*, das Promovierende beiderlei Geschlechts gegenüber der Wissenschaft an den Tag zu legen bereit sind. Letztlich ist das angestrebte Gleichgewicht auch nicht wirklich eingelöst, solange es die Wissenschaft ist, deren Zeitregime die Rhythmen zwischen beruflich und privat dominierten Phasen vorgibt. Ambitionierten jungen Frauen erlaubt diese Vereinbarungsstrategie aber, trotz großem wissenschaftlichen Engagement auf die Dauer nicht mit einem weiblichen Rollenkonzept in Konflikt zu geraten, das Frauen ein gewisses Maß an Hinwendung zum privaten, häuslichen Leben abverlangt. Zwar werden im ›Längsschnittmodell‹ gesellschaftliche Erwartungen an diese Rolle zeitweise strapaziert. Die dem Modell inhärente Logik der gegenseitigen Kompensation verschiedener Phasen bietet aber die Möglichkeit, die zeitweilige Unterordnung unter die Imperative der Wissenschaft durch Zeitabschnitte auszugleichen, in denen das Private rollenkonform ein größeres Gewicht erhält.

Ein zweiter Typus der Vereinbarkeitslogik junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vermischt Berufliches und Privates in einer spezifischen Weise. Wie der Doktorand Bernd Schumann deutlich macht, wird in diesem Typus das Private tendenziell in die berufliche Sphäre integriert:³³

»Wenn der Beruf halt auch Spaß macht, inhaltlich, dann hat's ja auch irgendwie eine private Komponente, sozusagen.« (Bernd Schumann, Doktorand)

Die Logik des Vermischens ist verbunden mit der Idee, dass Wissenschaft eine lustvolle Seite hat, dass die Arbeit »Spaß macht« und der Beruf deswegen vom partiellen »Job« zur holistischen »Lebenseinstellung« (Hubert Knorr, Assistent) wird. Darin unterscheidet sich diese Logik vom oben geschilderten Längsschnittmodell, dessen Vertreterin Tanja Dosch sich erst kraft eines funktionierenden privaten Lebens als »Mensch« begreift. Das Vermischen von Wissenschaft und Privatem liegt nahe für die Phase des Einstiegs in die Wissenschaft als Beruf. Es entspricht der Verlängerung einer studentischen Logik, nach der sich ein wesentlicher Teil des privaten Lebens aus dem Umfeld des Studiums speist, in den diffusen Raum der ersten beruflichen Karriereetappe.

33 | Vgl. dazu auch die informative Studie von Arlie Russell Hochschild (2002) über die Praxis einer ›Privatisierung‹ der beruflichen Sphäre am Beispiel eines Unternehmens im mittleren Westen der USA. Detailreich stellt Hochschild dar, wie der Arbeitsplatz geschlechtsübergreifend und quer durch verschiedene berufliche Positionen den Arbeitnehmenden zum Zuhause geworden ist.

»Ich komme gerne hier her. Ich habe auch viele Freunde hier. Natürlich ist das mehr oder weniger mein Beruf, aber es ist auch noch ein Teil der Ausbildung.« (Dagmar Weber, Doktorandin)

Eine derartige Familiarisierung des wissenschaftlichen Arbeitskontextes – die wir nicht ausschließlich, aber besonders häufig bei Doktorandinnen gefunden haben – erscheint funktional während der Promotionsphase, die einen hohen Arbeitseinsatz fordert und für viele mit einem Ortswechsel und dem damit einhergehenden Verlust gewachsener sozialer Netze verbunden ist. Sie birgt indes auch Tücken. So besteht die Gefahr, dass an die sozialen Interaktionen und die emotionale Anteilnahme am Institut Maßstäbe angelegt werden, wie sie nur für die private Sphäre angemessen sind. Damit mündet die Vermischung in ein Paradox: Doktorandinnen (und – seltener – Doktoranden) konfrontieren die Wissenschaft einerseits mit formal inadäquaten und entsprechend enttäuschungsanfälligen Erwartungen. Andererseits erbringen sie soziale Integrationsleistungen, indem sie sich beispielsweise mit großem und trickreichem Aufwand für eine »gute Stimmung« am Institut engagieren, deren Gratifikation im Wissenschaftssystem nicht vorgesehen ist. Die in ihrem Image weiblichkeitskonforme Strategie einer Familiarisierung der Wissenschaft³⁴ mag zunächst der Integration in die Wissenschaft dienlich sein. Letztlich wirkt sie sich aber eher karrierehinderlich aus.³⁵ Wer sie verfolgt, spielt, ohne sich dessen bewusst zu sein, mit »den falschen Karten«. Denn soziale Integrationsleistungen, die sich mehrheitlich an *peers* richten und die Grenzen des eigenen Instituts nicht überschreiten (anstatt hierarchisch höher positionierte und entsprechend das wissenschaftliche Netzwerk erweiternde Personen innerhalb und insbeson-

34 | Wie unschwer zu erkennen ist, steht die Strategie einer Familiarisierung der Wissenschaft im diametralen Widerspruch zur Dissoziation von Berufs- und Privatleben in getrennte Sphären, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts etablierte und bis heute ein zentrales Prinzip moderner Gesellschaften bildet (vgl. I/4).

35 | Dass die Familiarisierung der wissenschaftlichen Sphäre eine – allerdings mit gänzlich anderen Intentionen – auch von Männern verfolgte Strategie darstellt, illustriert Londa Schiebinger (1999: 82f.) anhand einer kleinen Anekdote. Darin erzählt die Astrophysikerin Andrea Dupree, wie sie als junge Wissenschaftlerin von einem ranghohen Kollegen mehrmals in Gespräche über ihren Urlaub verwickelt wurde. Erst allmählich entpuppte sich das der Wissenschaftlerin zunächst schmeichelhaft erscheinende Gesprächsthema als geschlechterdifferenzierendes Manöver: Im Kontrast zum parallelen, sich ausschließlich entlang »ernsthafter« wissenschaftlicher Themen entfaltenden Diskurs, den der ältere Kollege mit den männlichen Wissenschaftlern des Instituts pflegte, bekam das private Gesprächsthema einen die fachlichen Qualitäten der Wissenschaftlerin abwertenden Charakter.

dere außerhalb der eigenen Institution zu fokussieren), zählen nicht zu den entscheidenden Selektionsressourcen im wissenschaftlichen Spiel.

Entgrenzung von Beruf und Privatem in der Architektur

»Ich mache für mich keinen Unterschied zwischen Privatleben und Beruf. Ich habe das Gefühl, das lässt dieser Beruf auch zu. Also ich finde es einen wahnsinnigen Beruf, nach wie vor.« (Andreas Osterland, Assistent)

Eine ganz anders geartete Konzeption der Vereinbarung von Beruf und Privatem, nämlich eine Entgrenzung der beiden Sphären, offenbart die Kontrastdisziplin Architektur. In der Architektur werden »Arbeit und Erholung zu einem untrennbaren Ganzen«.³⁶ Die Vorstellung, Architektur stelle einen die Grenzen zwischen Beruf und Privatleben unterlaufenden Sinnzusammenhang dar, durchzieht als dominierendes Muster die Deutungen der befragten Architektinnen und Architekten. Auf die Spitze getrieben wird das »absolute Miteinander« von beruflicher und privater Sphäre im Wohn- und Arbeitskonzept der Assistentin Kathrin Pauly. In den Räumen eines provisorisch genutzten, ausgedienten Industriegebäudes experimentiert sie mit der Vermischung von Architekturbüro und Wohnraum und sucht darin nach einer Übersetzung des ganzheitlichen Credos in ihre Alltagspraxis. Die Entgrenzung von Beruf und Privatleben scheint weniger der faktisch hohen, jedoch anderen Disziplinen durchaus vergleichbaren Arbeitsbelastung in der Architektur geschuldet zu sein. Vielmehr lassen unsere Daten vermuten, dass es sich dabei um eine auf individueller wie auf kollektiver Ebene identitätsstiftende Berufsnorm handelt. Denn, wie der oben zitierte Assistent Andreas Osterland nahe legt, manifestiert sich gerade im Unterlaufen der Sphäregrenzen ein besonderer Reiz der Architektur. Die phasenspezifisch kaum ausdifferenzierte Konzeption der Vereinbarung von Wissenschaft und Außerwissenschaftlichem orientiert sich nicht an einem Ausbalancierungsmodell. Eher wird in dieser Logik die architektonische zur leitenden Perspektive auf die Welt und erhält eine Art Deutungsmonopol über das Außerberufliche, Private, das dem architektonischen als dem dominierenden Lebenszusammenhang einverleibt wird. Kathrin Pauly schildert eindringlich, wie sie während ihrer Studienzeit durch einen damaligen

36 | Die Aussage stammt aus einem veröffentlichten Interview mit der inzwischen emeritierten Architekturprofessorin Flora Ruchat (Stelle für Chancengleichheit von Frau und Mann an der ETH Zürich 1997). Die erste Schweizer Architekturprofessorin blieb bis zum Schluss ihrer akademischen Laufbahn eine von insgesamt nur zweien.

Assistenten in den fließenden Zusammenhang von Architektur und Leben eingeweiht wurde.

»Und dann waren wir mal bei ihm zu Hause und haben gesehen, wie der kocht und dass das alles auch dazu gehört, und so richtige Inszenierungen plötzlich von Leben, und dann ist man natürlich immer wieder auf die Architektur gekommen, und plötzlich hatte ich das Gefühl, das ist alles ganz einfach, es hat alles mit mir zu tun, mit meinem Leben, und irgendwo ist noch ein bisschen Architektur, aber eigentlich bringst du alles zusammen in dir, so ganz normal beim Leben.« (Kathrin Pauly, Assistentin)

Wie es die im Zitat hervorgehobene Inszenierungsmetapher andeutet, funktioniert die Aneignung des Privaten durch die Architektur über ästhetische Kategorien, die eine Brücke zwischen den beiden Sphären schaffen. Dabei reicht das Primat der »guten Form« von der Gestaltung der gegenständlichen und räumlichen Umgebung über die Stilisierung der Körper durch disziplinäre KleidungsCodes bis hin zu Alltags- und Freizeitpraktiken wie dem Besuch von Kunstausstellungen, Theatervorführungen und Kinofilmen mit Kultstatus oder dem Essen im Lifestyle betonenden Restaurant. Das abendliche Kochen ist ebenso Teil dieser Ästhetisierung der ganzen Lebenswelt wie der stilvolle Morgenesspresso in der lehrstuhleigenen Bar (vgl. II/1.4). Selbst das Paarungsverhalten von Architekten und Architektinnen scheint dieser Logik zu gehorchen – immerhin ist der überwiegende Teil der Befragten mit einer Partnerin bzw. einem Partner desselben Berufes liiert.³⁷ Die »Mobilisierung des ganzen Lebens« durch die Architektur eröffnet Freiräume für die Inszenierung von Geschlecht (vgl. IV/2.1). Entgegen der intuitiv nahe liegenden Kompatibilitätserwartung von Ästhetik und Weiblichkeit scheint indes die Persistenz des Ästhetischen als Leitdimension des architekturenspezifischen Vereinbarkeitsarrangements an eine männliche Geschlechtsidentität gekoppelt zu sein.³⁸ Dies offenbart sich z.B. an

37 | Dass es sich dabei nicht um einen Zufall handelt, zeigt eine statistische Untersuchung zu den Karriereverläufen von 412 Architekten und Architektinnen, die zwischen 1987 und 1994 ihr Studium an der ETH Zürich abgeschlossen haben (und damit altersmäßig den von uns Befragten entsprechen). 44 Prozent der befragten Frauen und 17 Prozent der Männer haben einen Architekten/eine Architektin zum Lebenspartner/zur Lebenspartnerin (vgl. Jurjovec/Gyger 2001).

38 | Christine Battersby (1989) hat die Verknüpfung von männlichem Geschlecht und gemeinhin als verweiblicht gehaltenen Stereotypen an der Figur des Genies untersucht. Im Zentrum ihrer ästhetiktheoretischen Studie steht die paradox anmutende Feststellung, dass das Genie seit der Romantik, obwohl mit weiblich

den homogenen und besser explizierbaren männlichen Kleidungs-codes im Vergleich zu den eher diffusen weiblichen Codes. Letztere deuten auf das Fehlen einer Sozialfigur ›Architektin‹ nicht nur auf der numerischen, sondern auch auf der symbolischen Ebene hin. Besonders auffällig aktualisiert wird die Geschlechterdifferenz aber in Bezug auf eine Thematik, in der sich eine Verwerfung des Formprimats ankündigt, nämlich in der ›Kinderfrage‹.

Kontaminierung versus Kompatibilisierung: Wissenschaft und Familie

»Ich habe noch nie jemanden getroffen, der wirklich beides unter einen Hut bringen konnte, in einem einigermaßen vernünftigen Aufwand.« (Tekla Siebert, Doktorandin)

Erstaunlicherweise wurde in den Interviews mit Architektinnen und Architekten die Vereinbarkeit von Beruf und Kindern durchgängig nicht als Szenario, sondern nur im Falle faktischer Betroffenheit angesprochen. Dabei äußerten sich die betroffenen Architektinnen bezüglich der beruflichen Konsequenzen ihrer Elternschaft deutlich negativer als ihre männlichen Kollegen.³⁹ Die im Vergleich zu den Naturwissenschaftlerinnen auffallende Nichtthematisierung der Kinderfrage unter Architektinnen ist vermutlich nicht unabhängig vom oben herausgearbeiteten ästhetisierenden Vereinbarkeitsmodus der Architektur zu diskutieren. In dieser Perspektive ma-

konnotierten Eigenschaften wie Imagination, Intuition und Sensibilität ausgestattet, doch konstitutiv männlichen Geschlechts ist.

39 | Aufgrund der kleinen Fallzahl – in unserem Mittelbau-Sample der Architektur stehen im Zeitraum der Untersuchung eine werdende und eine frisch entbundene Mutter zwei Vätern von Kleinkindern gegenüber – dienen diese auf einer numerischen Logik beruhenden Angaben selbstverständlich lediglich als Indiz. Aufschlussreich scheint dennoch ein Beispiel, das die ganz unterschiedliche Situation zum Ausdruck bringt, mit der sich eine werdende Mutter und ein frischgebackener Vater – beide Assistierende am untersuchten Lehrstuhl – konfrontiert sahen. Während Letzterer erst kurz vor der Geburt seines Kindes die bevorstehende Vaterschaft überhaupt ankündigte und dafür reihum Zuspruch erntete, sorgte sich im Kontrast dazu die werdende Mutter bereits zu einem frühen Zeitpunkt ihrer Schwangerschaft um die künftige Vereinbarkeit von Mutterschaft und ihrem Job als Assistentin. Ihre Befürchtungen richteten sich nicht primär auf eine praktische Unvereinbarkeit, sondern auf die mangelnde Akzeptanz eines außerberuflichen Engagements durch ihr Arbeitsumfeld. Tatsächlich schied die Assistentin noch vor der Geburt ihres Kindes aus ihrem Job; ganz im Gegensatz zu dem jungen Vater, der, unverändert weiter beschäftigt, stolz die ersten Lernerfolge seines heranwachsenden kleinen Sohnes im Kreise seiner Arbeitskollegen rapportierte.

nifestieren sich Schwangerschaft, Geburt und Elternschaft als widerspenstige Kategorien einer Lebenswelt, die sich beim besten Willen keiner Inszenierung und Ästhetisierung unterordnen lassen, sondern als authentische Ereignisse einen unaufhebbaren Bruch mit der ›guten Form‹ darstellen. In der architekturenspezifischen Vereinbarkeitslogik, die nach den Prinzipien Entgrenzung zwischen Beruf und Privatem und Einverleibung des letztgenannten durch das erste funktioniert, droht die ›Kinderfrage‹ die mit diesem Arrangement verbundene Ästhetisierung zu kontaminieren. In der Konsequenz findet sie keinen Platz im disziplinären Diskurs. Vielmehr wird sie in entlegene Zonen des Privaten verbannt, die von dem ansonsten lebensweltaffinen Beruf gänzlich entkoppelt sind. Für die hauptsächlich betroffenen Frauen bedeutet dies, dass nicht nur faktische, sondern auch imaginierte Modelle für die Vereinbarkeit von Architekturberuf und Mutterschaft völlig fehlen. Hinsichtlich dieser Frage sind Architektinnen gänzlich auf ihre Geschlechtlichkeit zurückgeworfen – und damit alleine gelassen.

›Kontaminierung‹ ist, obschon in weniger zugespitztem Maße, eine Deutungsfigur, die auch Naturwissenschaftlerinnen implizit in Anspruch nehmen, wenn sie auf die ›Kinderfrage‹ zu sprechen kommen. Im Gegensatz zur Situation in der Architektur hängt das Motiv der ›Kontaminierung‹ aber nicht mit einer übergreifenden Berufsnorm zusammen. Vielmehr ist es einerseits eng mit dem für die spezifische Situation des Mittelbaus typischen Berufs- und Wissenschaftsverständnis gekoppelt. Andererseits wird es durch ein Bild von Wissenschaft angeregt, das richtungsweisende Vertreter der Community nahelegen und durch ihre eigene Praxis ständig reproduzieren. Sich der Suggestion dieses Bildes zu entziehen, scheint gerade jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern schwer zu fallen – letzteren allerdings mit weniger weitreichenden Konsequenzen für die antizipierte Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Junge Wissenschaftlerinnen fürchten, eine Mutterschaft könnte die ihnen wertvolle ›Reinheit der Wissenschaft‹ gefährden, wie sie im Motiv ›Wissenschaft als Freiraum‹ zum Ausdruck gelangt. Tanja Dosch z.B. sähe durch eine Mutterschaft, die sie durchaus in Betracht zieht, ihren weiter oben geschilderten Freiraum zur wissenschaftlichen Selbstvergessenheit (s. Zitat S. 231) sehr bildhaft beschnitten: »Das [die Mutterschaft] schneidest du dir von dem anderen Teil [der Wissenschaft] ab«. Im Deutungsmodell ›Kontaminierung‹ stehen letztlich die beiden Daseinsformen ›Wissenschaftlerin‹ und ›Mutter‹ in einem Verhältnis des gegenseitigen Ausschlusses.⁴⁰ Sie

40 | Selbstverständlich ist es nicht nur die Seite der Wissenschaft, welche die Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit propagiert. Auch Mutterschaft gilt, gewissermaßen im Gegenzug zur Wissenschaft in modernen westlichen Gesell-

repräsentieren zwei säuberlich zu trennende Sphären. Diese Vorstellung orientiert sich implizit an einem Wissenschaftsverständnis, das methodische Objektivität (vgl. I/2) zu einer Maxime erhebt. Die Partikularitäten des einzelnen Wissenschaftlers, der einzelnen Wissenschaftlerin gelten als zu unterbindende Störfaktoren für die Reinheit der Wissenschaft.

Die Verbreitung des Motivs ›Kontaminierung‹ lässt vermuten, dass es sich dabei keineswegs um eine Erfindung der jungen Frauen im Mittelbau handelt. Den ideellen Unterbau des Motivs bildet eine auf der Exklusivität der wissenschaftlichen Tätigkeit beruhende Wissenschaftspraxis, wie sie viele ältere männliche Wissenschaftler – mithin die Mentoren der jungen Frauen – vorleben. Deren Konzentration auf den Beruf hat allerdings die in ihren Biographien (noch) tragende traditionelle Rollenteilung zur unabdingbaren Voraussetzung.⁴¹ Ein illustratives Beispiel für die Definitionsmacht des in dieser Praxis vermittelten Bildes schildert die Professorin Britta Metz. Sie beschreibt den Konflikt zwischen ihrer eigenen Vereinbarkeitslogik und der Ausschließlichkeitslogik ihres Doktorvaters als eine Krise in ihrem akademischen Werdegang. Im Rückblick deutet sie den Vorbehalt ihres damaligen akademischen Mentors als Effekt einer Perspektivenverengung des älteren männlichen Vorgesetzten auf die Erfahrungen aus seiner eigenen Lebens- und Berufspraxis.

»Also eine Krise war – was heißt K –, ja Krise war: Da hab ich, als ich schwanger war mit unserer ersten Tochter, da hat mein Doktorvater, also mein Mentor, gemeint, ob ich denn wirklich, er findet das ja ganz toll, aber ob ich denn wirklich mit Kind noch 'ne Habilitation planen wolle. Und das hat mich sehr geärgert, weil ich eigentlich, und das hab ich ihm dann auch so ausgedrückt, weil ich gesagt hab, für mich war das, Habilitation ja oder nein, das war was, was wir diskutiert hatten, er hat mir die Fähigkeit zugetraut und nur weil ich jetzt ein Kind bekommen soll, traut er mir das plötzlich nicht mehr zu. Ich glaub nicht, dass er das jetzt – ich denk, es war eher, dass

schaften als Daseinsform mit Ausschließlichkeitsanspruch. Die kulturelle Macht und den epochalen normativen Gehalt, den das Deutungsmuster ›Mutterliebe‹ über mehr als zwei Jahrhunderte hinweg entfalten konnte, hat Yvonne Schütze (1992) eindrücklich rekonstruiert. Vgl. außerdem Vinken (2001).

41 | Implizit bekräftigt wird das Motiv ›Kontaminierung‹ aber auch von weiblicher Seite, nämlich durch die Tatsache, dass den jungen Wissenschaftlerinnen nicht nur überhaupt wenige weibliche Vorbilder zur Verfügung stehen, sondern erst recht kaum welche, die Kinder haben und diese auch thematisieren. Wie die Studie von Janina von Stebut (2003) zeigt, sehen sich Wissenschaftlerinnen mit Kindern in Hinblick auf ihre Karrieren (ganz im Gegensatz zu wissenschaftlich tätigen Vätern) dazu veranlasst, die Freuden und Leiden ihrer Mutterschaft im Arbeitskontext zu unterschlagen.

er mich nicht überfordern wollte oder meinte, ja, er sich das nicht vorstellen konnte vielleicht auch.« (Britta Metz, Professorin)

Der durch ihren Professor unterschwellig verwendeten Deutungsfigur ›Kontaminierung‹ setzt die inzwischen zweifache Mutter eine Logik entgegen, in der sich die Vereinbarkeitsfrage auf ein praktisches *Kompatibilitätsproblem* reduziert: Es geht darum, »das Ganze zu vereinbaren und da beides möglichst effizient zu gestalten«. Damit bricht die erfahrenere Wissenschaftlerin ein Deutungsmonopol auf, das bei den jungen Frauen noch seine intakte Wirkung entfaltet – und zugleich ein paradoxes Verhalten anleitet. Denn die kognitive Trennung zwischen den Daseinsformen ›Frau‹ und ›Wissenschaftlerin‹ wird im faktischen Handeln der jungen Naturwissenschaftlerinnen durch deren Tendenz konterkariert, Wissenschaft und Privates zu vermischen. Diese Praxis verhilft dazu, der funktionalen Trennung von Wissenschaft und Privatleben, die aufgrund der unterstellten Unvereinbarkeit bedrohlich erscheint, durch eine Familiarisierung der Wissenschaft entgegenzutreten. Während die jungen Frauen im Mittelbau sich implizit in zwei Rollen gespalten vorstellen (die der Wissenschaftlerin und die des ganzen, geschlechtlichen Menschen), in ihren Praxis- und Interaktionsformen die berufliche und private Sphäre aber vermischen, behaupten erfahrenere Wissenschaftlerinnen mit dem Deutungsmodell ›Kompatibilität‹ implizit eine unhintergehbare Einheit der weiblichen Wissenschaftlerin, die wissenschaftliche und reproduktive Leistungsfähigkeit in sich vereint. Dabei wird die der funktionalen Trennung von wissenschaftlicher und privater Sphäre korrespondierende Angemessenheit unterschiedlicher Handlungstypen (zu denken ist an Parsons' Dichotomisierung von spezifischem/rollenförmigem versus diffusem Handeln) und Selektionskriterien (Leistung versus Liebe) in Rechnung gestellt, so dass letztlich keine Vermischung der beiden Sphären droht. Die nach wie vor große Herausforderung, welche die Vereinbarung von Berufstätigkeit und Elternschaft für junge Mütter (und immer öfter auch für Väter) bedeutet, wird in dieser Deutungsvariante einzig durch mehr oder weniger kinder- und elternfreundliche Rahmenbedingungen und durch ein geschicktes Management der Doppelbelastung reguliert. Und selbst dies ist noch immer Problem genug.

Eine nochmals andere, hier aber nur am Rande zu erwähnende Wendung gewinnt die Verhandlung der Kinderfrage schließlich dadurch, dass Karriereentscheidungen mit faktisch (noch) gar nicht vorhandenen Kindern rationalisiert werden. Paradoxerweise bedeutet die Kinderfrage auf dieser Ebene für weibliche Wissenschaftlerinnen zugleich eine Erweiterung von wissenschaftsexternen und eine Einschränkung von wissenschaftsinternen Optionen. Einerseits scheint der Verweis auf die Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Mutterschaft jungen Wissenschaftlerinnen zuweilen zur Le-

gitimation eines – mitunter auch nur unscharf erwogenen – Ausstiegs aus der wissenschaftlichen Karriere dienlich zu sein. Andererseits kann die ausschließlich aufgrund statistischer Wahrscheinlichkeiten und nicht aufgrund individuell geäußerter Pläne in Aussicht gestellte Möglichkeit einer Mutterschaft den akademischen Mentoren Grund genug sein, von einer expliziten Förderung weiblicher Wissenschaftlerinnen abzusehen – und damit zu einer Quelle manifester Diskriminierung werden.⁴²

1.3 Interferenzen von Geschlecht und Disziplin am Scheideweg wissenschaftlicher Karrieren

Ein Rückblick auf die präsentierten Beobachtungen und Reflexionen fördert ein überraschendes Ergebnis zu Tage: Die mit verschiedenen Karrierephasen verbundenen Vorstellungen, Erfahrungen und Bewertungen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterscheiden sich weniger ausgeprägt entlang einer Geschlechtergrenze, als dies ein Blick auf das kontinuierliche Sinken des Frauenanteils mit steigender Qualifikationsstufe und universitärer Position suggerieren würde. Die Ausdifferenzierung des Karriereverhaltens und der beruflichen Präferenzen entlang dem Geschlecht der Beteiligten scheint hinsichtlich einer Reihe von Aspekten vielmehr überlagert von verschiedenen disziplinären Spezifika. Kurzum: *Geschlechterdifferenzen und Disziplinenunterschiede interferieren am Scheideweg wissenschaftlicher Karrieren*. In einer abschließenden Zusammenschau machen wir die Differenzierung nach Geschlecht zum Ordnungsprinzip unserer Analyse. Dabei folgen wir der eingangs gestellten Leitfrage, ob das Geschlecht je nach Karrierephase mehr oder weniger relevant wird.

Wir betrachten zunächst die für jede Disziplin einzeln dargestellten Wendepunkte wissenschaftlicher Laufbahnen in zeitlicher Abfolge und suchen Geschlechtereffekte, wie in der Einleitung angekündigt, auf verschiedenen Ebenen zu lokalisieren. Dabei präsentiert sich ein differenziertes Bild, das hier vorab kurz skizziert sei. Die geschlechtsspezifische Variation von Argumenten und Motiven (1) scheint sich im Verlaufe der untersuchten Karrieren ebenso zu verringern wie die explizite Bezugnahme auf Geschlechterstereotype (2). Dies gilt für alle Disziplinen mit Ausnahme der

42 | Vgl. dazu das aus der Segregationsforschung stammende Konzept der »statistischer Diskriminierung«. Ein Fall von statistischer Diskriminierung liegt dann vor, wenn eine einzelne Arbeitnehmerin nicht aufgrund ihrer individuellen Merkmale und Pläne selektiert wird, sondern aufgrund eines vorausgesetzten Gruppenverhaltens bzw. aufgrund statistischer Durchschnittswerte (wie z.B. der hohen Erwartbarkeit von Schwangerschaft/Mutterschaft bei Frauen einer bestimmten Altersklasse), vgl. Bielby/Baron (1986).

Architektur. Das impliziert nun allerdings *nicht* das Fehlen geschlechterdifferenzierender Auswirkungen auf die berufliche Zukunft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. In verschiedener Hinsicht gewinnt das Geschlecht als Zugehörigkeitskategorie in seiner Bedeutung sogar an Substanz. Dies zeigt sich beispielsweise in den Modellen der Interpretation von Wissenschaft als Beruf (3).

1. *Motive und Argumentationen*, die mit dem Geschlecht der Befragten variieren, treten in erster Linie in den Studieneinstiegsgeschichten auf. In der Physik (dem Einstiegsfach in die Meteorologie), der Pharmazie und der Architektur begründen Männer und Frauen ihre Studienwahl unterschiedlich. Beispiele für dieses Phänomen sind das Kokettieren von Frauen mit dem Männerfach Physik, die Formel vom Apothekerberuf als einem Frauenberuf oder das männlich besetzte Bild des charismatischen Architekten. Es fällt nun auf, dass in jeder dieser Disziplinen nur eine der beiden Geschlechtsgruppen eine geschlechtsspezifische Argumentation verfolgt. Die Angehörigen des je anderen Geschlechts dagegen führen Begründungen an, die nicht explizit geschlechtsspezifisch zugeschnitten sind. So ist die von Architektinnen beschriebene Attraktion der Architektur als Milieu ein Einstiegsmotiv, das aufgrund seiner geschlechtlichen Unbestimmtheit grundsätzlich auch Männern offen steht. Und die von Männern hoch geschätzte thematische Breite der Pharmazie gilt auch den Frauen als Vorzug ihrer Disziplin.

Ihre Entscheidung für einen Verbleib an der Universität nach Studienabschluss begründen Frauen und Männer nicht unterschiedlich. Auch die Thematisierung von Zukunftsplänen variiert nicht nach Geschlecht. Argumentationen und Motive von Angehörigen der Botanik und der Meteorologie erweisen sich sogar über sämtliche Karrierestufen hinweg als geschlechtsindifferent. Die Motive der Naturverbundenheit in der Botanik und der positiv assoziierten Alltagsnähe in der Meteorologie behalten ihre Bedeutung als von beiden Geschlechtern gleichermaßen aufgerufene disziplinäre Bezugsgrößen bei.

2. Mit *Geschlechterstereotypen* wird in verschiedenen Kontexten argumentiert. Ihre Existenz und Mobilisierung wirkt sich in Entscheidungssituationen unterschiedlich aus. Betrachten wir zunächst die Studienfachwahl. Naturwissenschaftlich interessierten Frauen kann der Einstieg in eine insgesamt als männlich typisierte Forschungswelt mit der Hilfe von Stereotypisierungen zum einen erleichtert werden. Zum anderen kann die von einer geschlechtlich stark codierten Disziplin wie der Pharmazie ausgehende Zugkraft Frauen die Option auf weniger aufgeladene Alternativen jedoch auch versperren.⁴³ Ist der Schritt in eine Disziplin getan, beinhalten Ge-

schlechterstereotype ein Potenzial, den jungen Angehörigen des Mittelbaus den Verbleib in ihr zu erleichtern. Das Aufrufen von Stereotypen, wie etwa das weibliche Geschlecht von Natur und Pflanzen, verhilft Frauen in der Botanik implizit zu einer gelungenen symbolischen Verbindung ihres Arbeits- und Gegenstandsbereiches mit ihrer geschlechtlichen Identität. Stereotype können jedoch auch mit gegenläufigen Motiven geradezu »neutralisiert« werden. Ein Beispiel dafür ist der Befund, dass die geschlechtlich unbestimmte Konnotation atmosphärischer Phänomene Meteorologinnen einen willkommenen Kontrast zur männlich assoziierten Physik bietet. Insgesamt scheint in den drei Naturwissenschaften die Macht der Stereotype mit dem Alter und der Karrierephase der Forschenden nachzulassen. Ist der Einstieg in die Wissenschaft vollzogen, nehmen die Angehörigen der Naturwissenschaften auf Geschlechterstereotype immer weniger Bezug. Weder distanzieren sich männliche Botaniker vom prestigearmen weiblich konnotierten Fähigkeitsprofil der botanischen Kleinarbeit, noch bedienen sich Forschende der Pharmazie aus dem Angebot weiblich typisierter und durchaus positiv besetzter Disziplinenbilder wie dem Pflegeethos. Einzig in der Architektur wird auf vergeschlechtlichte Anforderungsprofile Bezug genommen. Die Hochschularchitektur wird als Gegenpol zum mit männlichen Attributen ausgestaffierten Beruf in einer weiblichkeitsaffinen Terminologie beschrieben. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften gewinnen in der Architektur die Stereotypisierungen im Fortgang der Karrieren sogar an Gewicht; nämlich dann, wenn die Bewährung in der beruflichen Gegenwart für das Weiterkommen an der Hochschule unausweichlich wird.

3. Geschlechterdifferenzierende *Auswirkungen* auf den beruflichen Werdegang sind in den drei Naturwissenschaften weniger mit Motiven, Argumentationen und Entscheidungen verknüpft, die im Zusammenhang mit den untersuchten Wendepunkten bis hin zur Mittelbauphase auftauchen. Geschlechterdifferenzierungen werden vielmehr in späteren Karrierephasen wirksam, wenn die Wissenschaft zum Beruf wird. Interessant ist, dass sie in diesen Phasen einer disziplinenübergreifenden Logik des Wissenschaftssystems zu gehorchen scheinen, von der sich aus der Reihe der von uns untersuchten Disziplinen im Resultat nicht einmal die Architektur mit ihrem eigenen Karrieremodell absetzt. Der Anspruch, sich der Wissenschaft als Freiraum vor sozialen Zwängen mit Hingabe zu verschreiben, wird Nachwuchsforschenden im Mittelbau unabhängig von Geschlecht und Disziplin gesellschaftlich noch zugestanden. Erst im weiteren Verlauf der wissenschaftlichen und der persönlichen Biographie beginnen gesellschaftliche

Männerfächern auch auf die Entscheidungen von Männern auswirkt, haben wir in den von uns untersuchten »weicheren« Disziplinen keinerlei Hinweise darauf gefunden.

Rollenerwartungen mit den Vorstellungen und den Anforderungen der Wissenschaft als Beruf zu interferieren. In fortgeschrittenen Karrierephasen tauchen anstelle wissenschaftsspezifischer Geschlechterstereotype gesamtgesellschaftliche auf, die wissenschaftliche Berufung und architektonisches Charisma als berufliches Selbstbild ausschließlich Männern vorbehalten. Ein anderes von uns diskutiertes Berufsverständnis entzieht sich indes dieser gesellschaftlichen Stereotypisierung: Es begreift Wissenschaft nicht als Berufung, sondern als einen Job wie jeden anderen und wird damit auch für Wissenschaftlerinnen zugänglich.

Eine weitere Konsequenz, die sich erst in fortgeschrittenen Karriereetappen geschlechterdifferenzierend auswirkt, trägt das akademischen Karriereverläufen eigene Moment des »wilden Hasard« (Weber 1919/1995) in sich. Die prinzipielle Unberechenbarkeit wissenschaftlicher Berufsverläufe und das im akademischen Karrieremodell angelegte Muster der verlängerten Adoleszenz geraten nämlich mit dem vorherrschenden Modell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Konflikt, das für Frauen und Männer unterschiedliche Rollen vorsieht. Während sich für männliche Nachwuchswissenschaftler die Unwägbarkeit eines akademischen Karriereweges nur schlecht mit den gesellschaftlichen Standards der männlichen, auf Karriereerfolg und Sicherung eines Familieneinkommens basierenden Berufsidentität verträgt, verkompliziert derselbe Umstand für wissenschaftlich tätige Frauen die zeitliche Kompatibilisierung von Beruf und Familie. Wenn, wie in der Wissenschaft, Karrieren prinzipiell nicht planbar sind, fehlt dem Vorhaben, Karriere- und Familienplanung in Übereinstimmung zu bringen, grundsätzlich der Boden. Die Vereinbarkeit von Karriere und Familie wird dann zu einer dem Einfluss der einzelnen Frauen weitgehend vorenthaltenen Frage glücklicher Konstellationen. In der beschriebenen Kontaminierungsfigur reflektieren Wissenschaftlerinnen damit implizit ein Problem, das nicht zuletzt in den objektiven Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Karrieren gründet. Dagegen scheint das männliche Problem Pendant in ganz anderen Zusammenhängen auf: Es äußert sich ebenso in den nachdrücklich betonten inner- und außeruniversitären Aufstiegsambitionen einer Reihe männlicher Befragter, wie in dem besonderen Frustrationspotenzial, das junge Wissenschaftler der mit vergleichsweise geringen Karrierechancen assoziierten Botanik zuschreiben.

Die in den vorangegangenen Absätzen resümierten Ergebnisse bestätigen unsere Vermutung, dass Prozesse geschlechtlicher Differenzierung in bestimmten Karrierephasen eine größere Wirkung entfalten als in anderen. Die eingangs zitierte Behauptung, dass das *cooling out* von Wissenschaftlerinnen bereits im frühen Mittelbau einsetze, lässt sich jedoch aufgrund der Ergebnisse aus den von uns untersuchten Disziplinen nicht durchgängig bestätigen. Im von uns primär in den Blick genommenen Mittelbau finden

wir überraschend wenige Geschlechterunterschiede. Geschlechterdifferenzierende Mechanismen, die sich auf den beruflichen Werdegang auswirken, manifestieren sich stattdessen beim Studieneinstieg und dann vor allem wieder in fortgeschrittenen Phasen akademischer Berufsverläufe. Ihre Auswirkungen auf die Phase des Mittelbaus sind eher indirekter Natur. Die Mittelbauphase selbst erscheint im Vergleich eher als eine das Geschlecht neutralisierende Etappe des *warming up* junger Frauen (und Männer) für die Wissenschaft.

2. *Doing gender* und *doing science*? Spielarten der Verschränkung von Geschlecht und Wissenschaft

Wissenschaftliche Praxis besitzt wie jede andere soziale Praxis eine darstellerische Komponente. Um als Wissenschaftler oder Wissenschaftlerin respektiert zu werden, müssen Angehörige einer Disziplin (und solche, die es werden wollen) gemäß den expliziten und impliziten Codes ihrer disziplinären Community handeln, sprechen und aussehen. Aufgeführt werden aber nicht nur Professionalität und fachspezifische Zugehörigkeit, sondern inszeniert wird auch das eigene Geschlecht. Aus der Sicht der konstruktivistischen Geschlechterforschung sind diese vielfältigen Inszenierungen aufs engste miteinander verwoben. Die Formel *doing gender while doing professional*⁴⁴ bringt die Vorstellung einer »Ko-Produktion« von Geschlecht und Professionalität treffend auf den Punkt. Damit wird allerdings gleichzeitig unterstellt, dass das eine – die Inszenierung von Professionalität – ohne das andere – die Inszenierung von Geschlecht – nicht zu haben ist: »Das Geschlecht läuft immer mit.«⁴⁵ Demgegenüber gehen wir im Folgenden davon aus, dass professionelles Handeln nicht in jedem Fall geschlechtlich imprägniert ist und verschiedenste Spielarten der Verschränkung denkbar sind.

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die ethnomethodologische Annahme, dass Geschlechtszugehörigkeit nicht eine quasi-natürliche Eigenschaft von Personen, sondern ein *achievement* (Garfinkel 1967: 116ff.) ist. Geschlecht wird dargestellt und zugewiesen, und beides vollzieht sich in

44 | Die Formulierung schließt an Robin Leidner (1991) an, die anhand der Untersuchung von routinierten Tätigkeiten im Dienstleistungsbereich die Formel *doing gender while doing the job* prägte. Diese wurde von Karin Gottschall (1998) aufgenommen und in der Wendung *doing gender while doing work* verallgemeinert.

45 | Bei dem Ausdruck handelt es sich um den Titel einer Monographie von Dagmar Schultz u.a. (1991).

einem komplementären Wechselspiel im Rahmen von sozialen Interaktionen. Wir *sind* nicht einfach Frauen bzw. Männer, sondern wir stellen uns mit unserem Körper als solche dar – mit Blicken und Bewegungen, mit Stimme und Gestik und mit den kulturellen Objekten, mit denen wir uns versehen (wie Kleidungsstücke oder Arbeitsinstrumente). Die Zeichen, an denen die anderen uns als Frau oder als Mann erkennen, sind nicht von Beginn an in unseren Körper eingeschrieben, sondern werden von uns gemäß der jeweiligen kulturellen Vorgaben produziert. Erfolgreich ist diese Geschlechtsdarstellung allerdings nur dann, wenn sie als solche nicht mehr kenntlich ist. Es ist eine Darstellung, die sich »im Vollzug selbst unkenntlich macht« (Hirschauer 1993: 47). Die Notwendigkeit, unser Gegenüber geschlechtlich zu kategorisieren, bedeutet jedoch nicht, dass das Geschlecht in jeder Situation sozial relevant ist (vgl. I/6). Es sind durchaus Situationen vorstellbar, in denen die Geschlechtszugehörigkeit gezielt neutralisiert oder schlicht vergessen wird. Stefan Hirschauer (1994) spricht in diesem Zusammenhang von einem *undoing gender*. Die oben zitierte Formel *doing gender while doing professional* wäre demnach zu spezifizieren: Je nach Interaktionskontext ist ein *undoing gender while doing professional* ebenso möglich (vgl. z.B. Dryburgh 1999).

Die im wissenschaftlichen Alltag zum Zuge kommenden (und oft geschlechtlich codierten) Darstellungen sind vielfältiger Art: Zunächst lässt sich unterscheiden zwischen der Inszenierung von Professionalität und der Markierung von Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen Community. Während im Rahmen eines *impression management* (Goffman 1959) wissenschaftliche Expertise stilisiert und damit Professionalität zum Ausdruck gebracht wird, signalisieren andere Darstellungsformen in erster Linie die Zugehörigkeit zur eigenen Community. Bezüglich der Darstellungsmodi ist zu differenzieren zwischen körperlich-theatralischen Zurschaustellungen und diskursiven Ausdrucksrepertoires. Die körperliche Inszenierung wissenschaftlicher Professionalität ist z.B. in Form fachmännischer Gesten vorstellbar, diskursiv wird sie etwa durch das Benutzen spezialisierter Sprachcodes zum Ausdruck gebracht. Zugehörigkeit zur Community kann ebenso durch einen bestimmten Kleidungsstil zur Schau gestellt wie über das Benutzen eines *in group slangs* artikuliert werden. Die entsprechenden Aufführungen und Selbstinszenierungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sind indes nicht Ergebnisse rationaler Strategien und intendierter Kalküle. Das *doing science* erstreckt sich vielmehr auf eine leiblich-implizite Ebene, auf ein disziplinspezifisches Repertoire von Gesten, Rhetoriken und Ritualen, die einem verborgenen Muster folgen und der Explikation durch die Darstellenden selbst nicht zugänglich sind (vgl. Gebauer/Wulf 1998). Damit ist bereits angedeutet, dass die Aufführung wissenschaftlicher Praxis für alle Beteiligten nur dann glaubwürdig gelingt,

wenn sich die Darstellenden selbst auch für Wissenschaftler bzw. Wissenschaftlerinnen einer bestimmten Disziplin halten.

Die Spielräume zur Geschlechtsdarstellung variieren je nach Kontext. Einzelne Disziplinen bieten unterschiedliche Entfaltungsrahmen für das Ausagieren von Geschlechtlichkeit und Beruflichkeit.⁴⁶ Im Anschluss an Rosabeth Moss Kanter (1977) lässt sich die Vermutung formulieren, dass Frauen in männlich etikettierten Disziplinen ihre wissenschaftliche Professionalität nur unter Dementierung ihrer geschlechtlichen Identität unter Beweis zu stellen vermögen, während in geschlechtlich weniger eindeutig codierten Disziplinen und in typischen Frauenfächern die Spielräume sehr viel größer sind und auch ein Relativieren von Geschlechterstereotypen zulassen. Vor diesem Hintergrund fragen wir im Folgenden zunächst nach dem Geschlechtsimage – oder kurz dem Geschlecht – der jeweiligen Disziplinen. Für das Geschlechtsimage einer Disziplin sind eine Reihe von Faktoren verantwortlich: das numerische Geschlechterverhältnis, die geschlechtliche Codierung der Untersuchungsobjekte, die Zugänglichkeit für Laien, die methodische Vorgehensweise und die Nähe zu außerwissenschaftlichen Bereichen, die eindeutig geschlechtlich typisiert sind (z.B. die Assoziation von Pharmazie mit ›Apotheke‹). Diese Faktoren amalgamieren sich in kulturell und historisch variablen Mischungsverhältnissen zum ›Geschlecht‹ der Disziplin. Allerdings hat durchaus nicht jede Disziplin ein eindeutig ausgeprägtes Geschlechtsimage. Auch ist das Geschlecht einer Disziplin keine statische Gegebenheit. Es wird in der Gegenwart aktualisiert, neu formuliert oder modifiziert, wobei es den Akteuren beiderlei Geschlechts jedoch mit einer gewissen Widerspenstigkeit entgegen tritt.

Der Geschlechtscharakter der Disziplin ist eine unter anderen disziplinären wie disziplinunspezifischen Rahmenbedingungen für die Darstellungspraxis. Vor diesem symbolisch-kulturellen wie numerisch-strukturellen Hintergrund interessiert uns, welche Potenziale die wissenschaftlichen Praxisformen der verschiedenen Disziplinen für die Geschlechtsdarstellung enthalten und wo sich diese faktisch auch entfalten. Anknüpfend an die Erkenntnisse von Robin Leidner (1991), die eine erstaunliche Beweglichkeit in der Verknüpfung von Tätigkeiten und Geschlechtsidentitäten feststellte, soll dabei auch die Möglichkeit ins Auge gefasst werden, dass dieselben Gelegenheitsstrukturen zur Geschlechtsdarstellung von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ganz unterschiedlich genutzt werden.

46 | Das vorliegende Kapitel rückt die in der Literatur bisher vernachlässigten disziplinspezifischen Varianten des *(un)doing gender* ins Zentrum. Vgl. für die geschlechterdifferenzierenden Prozesse der Interpretation und Darstellung von Wissenschaft als einem disziplinunspezifischen, auf eine Hochschullaufbahn ausgerichteten Beruf z.B. Kraus/Krumpeter (1997) und Kraus (2000).

Insofern gehen wir auch nicht davon aus, dass Geschlecht in sämtlichen sozialen Situationen einen relevanten Strukturierungsfaktor darstellt.⁴⁷

2.1 *Doing (or not doing) gender* im Disziplinenkontext

Eine Auswahl unterschiedlicher Spielarten der Verschränkung von Geschlecht und Wissenschaft stellen wir im Folgenden Disziplin für Disziplin vor. Ausgehend von der These, dass das geschlechtliche Image disziplinärer Kulturen den individuellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine Hintergrundfolie für die alltägliche Darstellung wissenschaftlicher Praxis bietet, ist dem Geschlecht der Disziplin der jeweils erste Abschnitt gewidmet. Der jeweils zweite Abschnitt diskutiert beobachtete Spielarten des *(un)doing gender* vor diesem Hintergrund. In einer abschließenden Diskussion (IV/2.2) werden die Ergebnisse zusammengeführt und einem quer zu den Disziplinen liegenden Systematisierungsversuch unterzogen.

2.1.1 Pharmazie

Pharmazie: Ein echt weiblicher Beruf?

»Der pharmazeutische Beruf ist ein echt weiblicher. [...] Er kommt vielen echt weiblichen Instinkten und Anlagen entgegen, dem Sinn für das Kleine, Einzelne, der Akkuratess, Sauberkeit, Handgeschicklichkeit, der Geduld und Aufmerksamkeit, die so vielen Frauen eigen [sind]. Er appelliert endlich in seinem Kern [...] der helfenden Frau: ihr Mitleid, ihre liebevolle Dienstfertigkeit und Hilfsbereitschaft.« (Marie Mellien 1896/97 zit. nach Beisswanger u.a. 2000)

Die Pharmazie gilt heute an Universitäten als ein typisches Frauenfach. An der untersuchten Technischen Hochschule sind 81 Prozent der Diplomstudierenden Frauen.⁴⁸ Zahlen zum Geschlechterverhältnis an den Universitäten des frühen 20. Jahrhunderts illustrieren, dass die Apotheke und das zu ihr führende Studium nicht immer schon eine Domäne der Frauen waren. So bevorzugten zum Beispiel Frauen, die im deutschen Reich⁴⁹ 1899 formal zum Studium der Pharmazie und Medizin zugelassen wurden, zu-

47 | Zur Relativierung der ethnomethodologischen These der Omnirelevanz von Geschlecht in sozialen Situationen vgl. Hirschauer (1994, 2001a).

48 | Stand 2000.

49 | Wir orientieren uns an der – im Vergleich zur Schweiz besser erforschten und dokumentierten – historischen Entwicklung des Geschlechterverhältnisses in der Pharmazie in Deutschland.

nächst die Medizin (rund ein Viertel Frauen) gegenüber der Pharmazie, in der sie nicht einmal ein Prozent der Studierenden ausmachten (vgl. Beisswanger 1999).⁵⁰

Als die Pharmazie numerisch noch ein Männerfach war, gab es innerhalb des Berufsstands Bestrebungen, den Apothekerberuf für Frauen zu öffnen, die als kostengünstige Arbeitskräfte attraktiv erschienen. Die kulturelle Verbindung von Frau und Pharmazie erfolgte über ein Zusammenführen von »Frauentugenden« und »Apothekertugenden«. Mit ihrem »Reinlichkeitssinn, Ordnungssinn, [ihrer] Nüchternheit und Vorliebe zum Zuhausebleiben«⁵¹ sowie den von Marie Mellien (s.o.) genannten Eigenschaften schienen Frauen geradezu prädestiniert zu sein für die Ausübung des Apothekerberufs. In den zitierten Aussagen manifestiert sich eine erstaunliche Flexibilität und Beliebigkeit, mit der die Geschlechtszuweisung auf zweierlei Ebenen operiert. Zum einen werden Frauen Eigenschaften zugesprochen, die in anderen Kontexten als Männern eigen gelten (z.B. Nüchternheit). Zum anderen werden mit Weiblichkeit assoziierte Gefühle (z.B. Mitleid) als unabdingbar für die Ausübung eines Berufs dargestellt, der mit seinen Tätigkeitsfeldern der fachkundigen Arzneimittelherstellung, -abgabe und -beratung auf »Gefühlsarbeit« nicht notwendig angewiesen ist.⁵²

Die auf symbolischer Ebene derart vorbereitete »Geschlechtsumwandlung des Apothekerberufs« (Beisswanger 1999) setzte in Deutschland (in der Schweiz fehlen entsprechende Daten) auf numerischer Ebene Mitte der 1950er Jahre ein, als die Zahl der weiblichen Pharmaziestudierenden die der männlichen erstmals überschritt.⁵³ In der öffentlichen Wahrnehmung amalgamiert sich seither das numerische Übergewicht der Frauen in der Apotheke (sie haben heute einen Anteil von 69 Prozent an der Apothekerschaft in der Schweiz)⁵⁴, die mit einer großen Präsenz und Sichtbarkeit

50 | Die Zahlen sind Beisswanger (1999: 301) entnommen (Quellen aus Burchardt 1994 und Dieckmann 1954) und gelten für die Sommersemester von 1909 bis 1914.

51 | Pharmazeutische Zeitung 56 (1911): 694, zitiert nach Beisswanger (1999: 300).

52 | Die Beliebigkeit, mit der z.B. Mitleid als Argumentationshilfe eingesetzt wird, um einem Beruf ein weibliches Geschlecht einzuschreiben, äußert sich etwa darin, dass ähnliche Geschlechtsmarkierungen auch im Fall der Krankenpflege zum Einsatz gelangen (vgl. dazu Heintz u.a. 1997: Kap. 2).

53 | Zur zeitlichen Entwicklung des Geschlechterverhältnisses in der Pharmazie im angelsächsischen Sprachraum vgl. Phipps (1990); Bottero (1992) und Tanner u.a. (1999).

54 | Allerdings überrascht es nicht, dass Männer und Frauen sich unterschiedlich auf die beruflichen Positionen verteilen: Während Frauen als Arbeitnehmerin-

der Apothekerinnen im gesellschaftlichen Alltag einhergeht, mit der Einschreibung weiblich typisierter Fähigkeiten (wie z.B. der Kommunikationsfreude, des Pflegeinteresses) zu einem weiblichen Gesicht der Pharmazie. Dabei hat sich das weibliche Image der Pharmazie von der Apotheke auf die Hochschulpharmazie übertragen. Die Prägung als Frauenfach hat Bestand, ungeachtet dessen, dass in den höheren Rängen der Wissenschaft sowie in den Tätigkeitsfeldern der pharmazeutischen Industrie Pharmazeutinnen nach wie vor nur eine Minderheit darstellen.⁵⁵

Potenziale der Geschlechtsdarstellung: Genutzt oder ignoriert?

Interviewerin: »Was macht eine Person zu einer guten Pharmazeutin?«

Brigitte Baumgartner (Doktorandin): »Ja, das ist schon auch die Genauigkeit. Das zieht sich wie ein roter Faden überall durch, dieses typische Bild vom Apotheker, der alles in seinen Kästchen ordnet und sortiert und beschriftet und so. Das gehört schon auch in die Forschung hier [am Institut] rein.«

Pharmazeutinnen und Pharmazeuten orientieren sich in der Darstellung ihrer Professionalität und disziplinären Zugehörigkeit teilweise immer noch an den klassischen Werten und Erfordernissen des Apothekerberufs. Die Demonstration von Präzision, Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Geduld in der Laborarbeit⁵⁶ sowie die Betonung der Bedeutung dieser Eigenschaften für Erfolg in der Forschung hat jedoch keinen Geschlechtsindex – Pharmazeuten beiderlei Geschlechts beziehen sich auf diese Werte.⁵⁷ Neben sol-

nen ohne Vorgesetztenfunktion mit 88 Prozent bzw. im mittleren und unteren Kader mit 75 Prozent überdurchschnittlich vertreten sind, handelt es sich bei den Selbständigen mit Angestellten zu 59 Prozent um Männer (vgl. BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000).

55 | An dem Forschungs- und Entwicklungspersonal mit Hochschulabschluss in der pharmazeutischen und chemischen Industrie haben Frauen im Jahr 2000 einen Anteil von 36 Prozent (vgl. Economiesuisse 2001).

56 | So heißt es im Informationsmaterial, das das untersuchte Institut Abiturientinnen und Abiturienten zur Verfügung stellt: »Voraussetzungen für die Wahl der Studienrichtung Pharmazie sind Interesse an naturwissenschaftlichen Zusammenhängen, die Fähigkeit zum exakten Arbeiten, manuelle Geschicklichkeit und Freude am Umgang mit Menschen.«

57 | Präzision ist auch in der gesellschaftlichen Deutung nicht durchgängig weiblich stereotypisiert. Man denke etwa an den Beruf des Uhrmachers oder Feinmechanikers, der traditionell von Männern ausgeübt wird.

chen geschlechtsunspezifischen Darstellungsformen beruflichen Handelns bietet die pharmazeutische Praxis auch Ansatzpunkte für geschlechtsbezogene Darstellungspraktiken. Diese werden jedoch keineswegs immer genutzt. Dies soll im Folgenden am Beispiel des Umgangs mit Zellkulturen und Apparaturen illustriert werden.

Die Arbeit mit Zellkulturen in speziell dazu eingerichteten Zellkultur-labors ist in der Biopharmazie, aber auch in der Galenik und der pharmazeutischen Biochemie ein bedeutender Bestandteil der Forschung (vgl. III/2.2). Die routinierten Arbeitsgänge der Zellkulturzüchtung, für die jede Forschungsgruppe selbst zuständig ist, führen nicht in jedem Fall zum erwünschten Ergebnis. Wenn nicht »sauber« gearbeitet wird, wenn es zu heiß ist oder die Luftfeuchtigkeit nicht stimmt, kann es zu Infektionen, zu Bakterien- oder Pilzbefall kommen, wodurch die Zelllinien als Ausgangsprodukte für die eigentlichen Experimente untauglich werden. Das »Wohlergehen« der Zellkulturen ist für die Forschenden folglich ein zentrales Anliegen, und die Sorge darum kann (muss aber nicht) in geschlechtsstereotypisierenden Bildern des Umsorgens und Pflegens beschrieben werden. Zellkulturen erscheinen einmal »wie kleine Pflanzen«, ein andermal wie Tiere oder anthropomorphisiert. Sie werden »gefüttert«, sie können »gesund sein« oder nur »gesund aussehen« oder gar manche Behandlung nicht »überleben«. Forschende behandeln Zellen, als ob diese »ihr eigenes Leben, jetzt blöd gesagt mal, haben«. Zellen können sich auch verselbständigen: »wenn man nicht nach den Zellen schaut, tun sie, was sie wollen«, zum Beispiel »wachsen sie wie wild«. Die Arbeit mit Zellkulturen ist Quelle von Erzählungen, in denen persönliche Erfahrungen und Empfehlungen der Nachwelt überliefert werden. Die Story eines männlichen Kollegen macht die Runde. Ihm sei das Tragen falscher Schuhe (Straßenschuhe statt den im Labor beliebten Gesundheits-Slippers)⁵⁸ beim Transport der Zellen vom Gefrierschrank zum Inkubator zum Verhängnis geworden, seine Zellen hätten den Transport wegen der längeren Gehzeit nicht überlebt. Diese und andere Geschichten enthalten implizite Handlungsanweisungen für einen angemessenen Umgang mit den Zellen. Sie erinnern an Tätigkeiten in der Krankenpflege wie den Krankentransport. Die in der Pharmazie verbreitete Konzeption der Zellkulturbehandlung als »Umsorgen« und »Pflegen« bietet den Wissenschaftlerinnen die Möglichkeit, Weiblichkeit professionsadäquat zu inszenieren. Sie wird jedoch keineswegs durchgängig genutzt. Eine alternative Auffassung der Zellkulturarbeit, die nicht auf das Lebendige der

58 | Ironischerweise wurden wir zugleich darauf hingewiesen, dass die offenen Gesundheitssandalen aus Sicherheitserwägungen nicht labortauglich seien. Dessen ungeachtet gehören sie in einer der untersuchten Forschungsgruppen zur Standardausrüstung, sind überaus beliebt und allgemein verbreitet.

Zellen zurückgreift, kommt zum Beispiel in dem lakonischen Kommentar einer technischen Mitarbeiterin zum Ausdruck, die nach einem mikroskop-vermittelten Blick auf ihre Zellkulturen zu dem Ergebnis gelangt, die Zellen seien »explodiert«. Dies macht deutlich, dass das Potenzial für ein *doing gender* von den Beteiligten nicht notwendig ausgeschöpft wird. Vielmehr steht Frauen und Männern eine Bandbreite von Praktiken zur Darstellung von Professionalität zur Verfügung, die je nach Kontext stärker oder nur lose an eine Geschlechtsdarstellung gekoppelt oder völlig losgelöst von ihr eingesetzt werden.

Auch im Umgang mit den technischen Apparaturen konnten wir keine durchgängigen geschlechtsspezifischen Differenzen feststellen. Obschon sich der Umgang mit technischen Geräten für die Darstellung von Geschlechterdifferenzen besonders gut eignet (vgl. Robinson/McIlwee 1991), wurde dieses Potenzial praktisch nicht genutzt, weder von den Frauen noch den Männern. Erzählungen einzelner Frauen, sie hätten während des Studiums zunächst eine gewisse Scheu vor großen und teuren Apparaturen zu überwinden gehabt und sich insbesondere der Angst entziehen müssen, »etwas kaputt zu machen«, schließen mit der Bestätigung, Angst und Scheu seien mittlerweile längst überwunden. Auch im praktischen Hantieren der Wissenschaftlerinnen mit den Apparaturen konnte eine Darstellung der Geschlechterdifferenz nicht durchgängig beobachtet werden. Im Gegenteil scheint sogar ein Freiraum für eine Art *cross handling* (ähnlich dem *cross dressing*) zu existieren, der es Frauen in der Pharmazie zugesteht, sich männlich typisierte Verhaltensformen zu Eigen zu machen, ohne ihre weibliche Identität dabei aufs Spiel zu setzen. Beispielhaft für diesen Freiraum ist die Selbstverständlichkeit, mit der eine Pharmazeutin ihre Beziehung zu technischen Geräten schildert:

»Ich kann nicht ein Gerät sehen, das nicht funktioniert. Das hat keinen Sinn. Dann versuch' ich einfach, das in Stand zu setzen.« (Tina Burger, Postdoktorandin)

Die Selbstverständlichkeit spiegelt sich auch in ihrem Verhalten. Sie tät-schelt den Zetasizer wie ein braves Pferd und bezeichnet ihn als ihren »Liebling«, mit dem sie für ihre Dissertation monatelang gemessen habe. Die Beziehung zu Apparaturen wird von Frauen auch in anderen Fällen häufig als quasi-affektives Verhältnis beschrieben. Zum Beispiel stellt eine Chemielaborantin ein neu angeschafftes Gerät als »unser neuestes Baby« vor. Die darin zum Ausdruck gebrachte Vertrautheit mit der Welt der Technologie entspricht nicht den Stereotypisierungen der Technik als einem männlich konnotierten Gebiet. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Kathryn Packer (1996) in ihrer Studie eines Industrielabors im biologisch-chemischen Bereich.

mischen Bereich.⁵⁹ Für den Fall der Pharmazie vermuten wir, dass die Freiheit, mit der Frauen das Potenzial weiblich *wie* männlich typisierter Verhaltensweisen ausschöpfen *oder* aber es ignorieren, eine doppelte Erklärung hat. Auf Grund ihres Mehrheitsverhältnisses in gewissen Teams (eine der untersuchten Arbeitsgruppen etwa bestand ausschließlich aus Frauen) ist ihre Darstellung von Professionalität nicht bedroht, wenn sie sich mit einem *doing female* verbindet. Auf Grund der weiblichen Etikettierung der Disziplin können Wissenschaftlerinnen sich andererseits auch stereotyp männliche Haltungen und Verhaltensweisen erlauben, da diese nicht mit der Bedrohung eines Verlustes von Weiblichkeit einhergehen.⁶⁰ Schließlich besteht auch die Möglichkeit, Professionalität geschlechtsneutral darzustellen.

2.1.2 Meteorologie

Das Geschlecht der Meteorologie: Heute unbeständig

Im Zuge ihrer Professionalisierung wurde die Meteorologie zunächst zu einem zunehmend männlich codierten Fach. Wesentlicher Anstoß für diese Entwicklung war die herausragende Bedeutung meteorologischen Wissens für die militärische Praxis. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges besaßen die Armeen Großbritanniens, Frankreichs, Deutschlands und der USA eigene militärische Wetterdienste, die Wettervorhersagen nach Maß erstellten (vgl. Bates/Fuller 1986).⁶¹ Der Zweite Weltkrieg stimulierte das Anwachsen meteorologischer Aktivitäten weiter. Doch nicht nur die Anwendungsgebiete der Meteorologie waren durch die große Affinität zum Militär betroffen. Jody Berland (1999) sieht in der militärisch ausgerichteten meteorologischen Forschung auch die Wurzel für eine »Militarisierung« (ebd.: 550) der meteorologischen Ausdrucksweise, die etwa in der Metapher aufeinander prallender warmer und kalter »Fronten« den modernen Wetterbericht prägt. Die Affinität zum Militär stellte für die Frauen zwar eine kulturelle Barriere dar, gleichzeitig eröffnete sich ihnen jedoch ein neues Betätigungsfeld, indem sie während des Zweiten Weltkriegs in zunehmendem Maße zur Wet-

59 | Kathryn Packer (1996) beobachtet, dass die untersuchten Wissenschaftlerinnen ausschließlich im privaten (d.h. außerberuflichen) Bereich ein *doing gender* betreiben.

60 | Wir vermuten einen Zusammenhang mit der Beobachtung, dass Schülerinnen aus monoedukativen Gymnasien eine größere Affinität gegenüber männlich typisierten Studien- und Gegenstandswahlen wie Verhaltensweisen zeigen (vgl. z.B. für den Fall der Informatik Funken u.a. 1996).

61 | In den USA hatte das Militär bereits im 19. Jahrhundert eine entscheidende Rolle beim Aufbau meteorologischer Messnetze gespielt.

terbeobachtung und Vorhersage eingesetzt wurden.⁶² Allerdings wurden nur wenige dieser Frauen zu diplomierten Meteorologinnen ausgebildet.

Im Zuge der sich rasant entwickelnden Umweltforschung einerseits und der öffentlichen Debatte um Klimaänderungen andererseits entledigte sich die Meteorologie in den letzten Jahrzehnten ihres Image, ein militärnahe Forschungsgebiet zu sein, zugunsten des geschlechtlich diffuseren Bildes einer Umweltnaturwissenschaft. Die geschlechtliche Codierung der Meteorologie bestimmt sich darüber hinaus auch relational, d.h. in Bezug auf das geschlechtliche Image ihrer Nachbarggebiete (z.B. der Physik und den Erdwissenschaften), mit denen sie in engem institutionellen, personellen und epistemischen Austausch steht. So erscheint die Meteorologie vielerorts neben der kulturell männlich codierten Physik als vergleichsweise geschlechtsneutral (vgl. IV/1.1).

Unter den Naturwissenschaften zählen die Atmosphärenwissenschaften heute zu den Fächern mit einem mittleren Segregationsgrad. Bei den Promotionen in der Meteorologie liegt der Frauenanteil im deutschen Sprachraum wie in den USA bei rund 10-20 Prozent.⁶³ Nach wie vor existieren keine systematisch erhobenen Statistiken zum numerischen Geschlechterverhältnis in der akademischen Meteorologie, da das vergleichsweise kleine Fach verschiedenen universitären Verwaltungseinheiten zugeordnet ist. Das gilt ebenso für außerakademische Berufe: In der Schweiz werden Erwerbstätige aus Meteorologie und Geographie gemeinsam erfasst, Frauen sind darunter mit 23 Prozent vertreten.⁶⁴

Geschlechtsdarstellung als Spiel mit dem Heroismusmythos

In der Meteorologie tritt eine besondere Variante des Ineinandergreifens von geschlechtlicher und professioneller Darstellung in Erscheinung, die

62 | Das zu Beginn der 1940er Jahre fast ausschließlich von Männern besetzte US-amerikanische *Weather Bureau* rekrutierte und schulte bis 1945 mehr als 900 junge Frauen für die Wetterbeobachtung und Vorhersage. Vgl. die von Kaye O'Brien und Gary K. Grice (o.J.) herausgegebene Dokumentation.

63 | Von 1987 bis 1995 promovierten in der Meteorologie an Universitäten in Deutschland 20 Prozent Frauen (48 von insgesamt 243), in Österreich 9 Prozent (2 von 22), in der Schweiz 16 Prozent (9 von 58), vgl. Lüdecke und Seibert (1998), die sich auf eine Auswertung von Daten aus der Zeitschrift für meteorologische Fortbildung *Promet* stützen. In den USA waren es 1995 bis 1997 rund 20 Prozent (eigene Auswertung der »gender profiles« der 1995-97 gewährten Promotionen aus: »Curricula 1998 in the Atmospheric, Oceanic, Hydrologic, and Related Sciences. A Joint Publication of the American Meteorological Society and the University Corporation for Atmospheric Research«).

64 | Vgl. BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000.

sich in einem spielerischen und ironischen Umgang mit Geschlechterstereotypen äußert. Die Wissenschaftlerinnen stützen sich auf den spezifisch meteorologischen Gegenstandsbereich als Ressource für die Selbstdarstellung, wobei sie sich in doppelter Weise von Geschlechterstereotypisierungen abgrenzen: durch eine Persiflage *männlicher* Stereotype einerseits, durch eine Überzeichnung *weiblicher* Stereotype andererseits.

Das Spiel der Frauen mit männlichen Stereotypisierungen besteht aus einer Ironisierung eines zentralen identitätsstiftenden Merkmals der Feldwissenschaften: des Heroismus. Wie Naomi Oreskes (1996) eindrücklich darlegt, ist das Bild des sich für die Wissenschaft heroisch aufopfernden Forschers eng mit »Bildern erfolgreicher Maskulinität in der europäischen Kultur« verwoben (ebd.: 102). Die Vorstellung der Hingabe an die Wissenschaft, gepaart mit der Bereitschaft, Gesundheit, physische oder finanzielle Sicherheit zu opfern, ist emotional und erotisch stark aufgeladen (vgl. auch Traweek 1988; Daston 2003). Heroismus wird dabei zu einem Ideal, über das zum einen eine emotionale Verbindung zur Community Gleichgesinnter hergestellt wird und das zum anderen eine bedeutende Quelle innerer Motivation bietet (vgl. Oreskes 1996: 103). Naomi Oreskes argumentiert, dass Frauen von der identitätsstiftenden Funktion des Feldheroismus ausgeschlossen bleiben, sofern es ihnen nicht gelingt, diesem Ideal eine alternative Ideologie entgegen zu setzen. Die von uns beobachteten Meteorologinnen scheinen in dieser Hinsicht eine doppelte Strategie zu verfolgen, die aus diesem Dilemma einen Ausweg bietet: Sie orientieren sich an diesem Ideal (vgl. III/2.2) und unterlaufen es gleichzeitig, indem sie es ironisieren. Dadurch wird nicht nur das eigene Verhalten, sondern vor allem auch jenes der männlichen Kollegen als Inszenierung entlarvt, die in ihrem Pathos über die den tatsächlichen Arbeitsanforderungen angemessene Form (der Hingabe u.a.) weit hinausschießt. Die Ironisierung richtet sich auf die Topoi der physischen Ausdauer, der Härte und des Risikos, die den Forscher als Held und Abenteurer erscheinen lassen, und die im Fall der Meteorologie über die Thematik der Unvorhersehbarkeit und der transitorischen Natur des Wetters vermittelt werden.

Eine solche Ironisierung äußert sich exemplarisch in dem auf einer Webpage von drei jungen Wissenschaftlerinnen veröffentlichten Bericht über eine ihrer Messkampagnen. Auf das Photo einer schneebedeckten Landschaft folgt das Photo einer Frau, die Schnee schaufelt, um den Standort für eine ihrer Apparaturen zu ebnen. Die Bildunterschrift lautet: »A snowstorm brought one meter of snow before we could install the 2D-Video-Distrometer definitively. So we had to shovel. [...] After it was running, the instrument produced enough heat to melt away the snow close to it.« Das Schneeschaufeln stellt – als körperlich harte Arbeit in unwegsamem Gelände bei unbequemen Witterungsverhältnissen – eine jener Feldaktivi-

täten dar, die sich trotz ihrer Routinehaftigkeit und Voraussetzungslosigkeit zur bildhaften Konstruktion des Aufopferungsmythos eignen. Gerade die Heroisierung solcher Arbeitsabläufe wird in der *Web-Story* durch den Aufbau des Bildes und seiner anschließenden Dekonstruktion (Abwärme ersetzt die schweißtreibende Arbeit auf unvorhergesehene Weise) verspottet. Spott jedoch nimmt den Helden(darstellungen) ihren Glanz. Die Ironisierung des Heroismus ist gewissermaßen eine Geschlechterinszenierung zweiter Ordnung, denn sie verunmöglicht auf subversive Weise die unhinterfragte Heroisierung der Feldforschung als Markierung männlicher Geschlechtszugehörigkeit. So überrascht es auch nicht, dass bei den Männern in der Meteorologie eine (erst gemeinte) Heroismusdarstellung nicht beobachtet werden konnte.⁶⁵

Der ironisierende Umgang mit Geschlechterstereotypen macht jedoch bei den männlich geprägten Bildern nicht halt, sondern betrifft auch weiblich typisierte Verhaltensmuster. Mit der demonstrativen Überzeichnung weiblicher Stereotype wird ein Raum zur Selbstdarstellung jenseits gängiger gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen geschaffen. Gespielt wird ebenso mit der weiblichen Typisierung von Lokalitäten (z.B. wenn Meteorologinnen ihren Computerarbeitsplatz ausgerechnet in der Wäschekammer eines Berghotels einrichten) wie mit der von Gegenständen (z.B. wenn ein gestrickter Wollfetzen zum Einfangen von Schneeflocken genutzt wird), von Praktiken, Interaktionsweisen u.a. Das *overdoing gender* mancher Meteorologin findet einen Niederschlag in der Nachahmung des (weiblichen) Inszenierungsmodus auf der Seite ihrer männlichen Kollegen. Ein Beispiel dafür stellt ein mit rotem Schleifchen versehenes Photo von Schneekristallen dar, das ein männlicher Meteorologe dem Institut vermachte, und das seither an exponierter Stelle das Institut ziert.

Das vielfältige Spiel mit Geschlechterstereotypen lässt sich als eine Form von »queer Interventionen« (Hark 1993) interpretieren. Die (Gegen-) Darstellung von Geschlecht – das wird anhand der Beispiele deutlich – ist nicht nur Sache individueller Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Sie kann durchaus eine Rückwirkung auf das Geschlecht der Disziplin haben. Für den Fall der Meteorologie vermuten wir, dass die breite Nutzung des Repertoires ironischer Geschlechtsinszenierungen einen Beitrag zu einer weiteren »Entmännlichung« der Disziplin leistet. Die Tatsache, dass ein spielerischer Umgang mit Geschlechterstereotypen in der Meteorologie

65 | Die Freiräume für das Spielen mit Geschlechterinszenierungen in der Meteorologie sind am beobachteten Institut, so vermuten wir, ausgedehnter als in vergleichbaren Instituten, da die jungen Wissenschaftlerinnen sich zur Zeit unserer Untersuchung nicht in einer *token*-Position, d.h. in einer Minderheitenposition bezüglich ihres Geschlechts, befanden.

nicht nur in Ausnahmesituationen beobachtet werden konnte, weist darauf hin, dass ein erster Schritt in diese Richtung bereits getan ist. Die Meteorologie entwickelt sich damit zunehmend zu einer Disziplin, die Spielräume für eine Vielzahl von Formen des *doing*, *undoing* oder *overdoing gender* bietet. Das Geschlecht der Meteorologie ist damit »heute (noch?) unbeständig«.

2.1.3 Architektur

Architektur: Männliche Stars unter sich

Das Image der Architektur ist männlich. Das hat drei zum Teil miteinander verflochtene Ursachen – das männliche Geschlecht der Architektur hat eine historische, eine symbolische und eine numerische Dimension.

Die Ausbildung zum Beruf des Architekten ist *historisch* mit derjenigen der Ingenieure gekoppelt und auf die im Zuge der französischen Revolution entstandenen *Écoles polytechniques* zurückzuführen (vgl. III/1.1).⁶⁶ Die polytechnischen Schulen waren im Gegensatz zum Modell der *École des Beaux-Arts* prononciert technisch-naturwissenschaftlich ausgerichtet und entsprechend unzweideutig männlich konnotiert. Obwohl von Beginn an formal zum Studium zugelassen, studierten die ersten weiblichen Architektinnen in der Schweiz zunächst nicht an der 1855 gegründeten polytechnischen Hochschule, sondern stellten sich ihren Bildungsgang individuell zusammen, indem sie neben Einblicken in die Praxis beispielsweise Kurse an den für Frauen niederschwelligeren Kunstgewerbeschulen besuchten (vgl. Lang 1992). Bezüglich der Arbeitsgebiete etablierte sich bereits im 19. Jahrhundert eine geschlechtliche Segregation: Frauen beschränkten sich (wenn überhaupt) auf die Gestaltung von Wohnhäusern, klassischerweise nahmen sie sich der Innen- und der Gartenarchitektur an; bei der Gestaltung des öffentlichen Raumes dagegen traten sie im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen kaum in Erscheinung (vgl. Chase 1996; Anthony 2001; Maissen 2002).

Symbolisch manifestiert sich die männliche Prägung der Architektur eindrucklich in der marginalen Repräsentation von Architektinnen in Lehrbüchern und Lexika. Unter den Leitfiguren des Faches tauchen Frauen nur ganz vereinzelt auf (vgl. Lorenz 1990; Ahrentzen/Anthony 1993; Huber/Rucki 1998). Die Architekturhistorikerin Karen Kingsley (1988) moniert, Architekturgeschichte sei noch immer eine Geschichte »großer Männer« und großer Monumente, die Designer objektiviert und isoliert von Mitarbei-

66 | Diese Behauptung trifft selbstverständlich nur für jene Architekturschulen zu, die wie die untersuchte Technische Hochschule an das polytechnische Modell anknüpfen. Die Ausbildungssysteme an renommierten Schulen der USA beispielsweise berufen sich stärker auf die *Beaux-Arts*-Tradition.

tenden und Werk darstelle. Die markante symbolische Untervertretung von Frauen in der Architektur steht in einem fatalen Bedingungs-zusammenhang zu ihrer faktischen Teilhabe. Ursache dafür ist das Star-System, das in der Architektur eine besondere Bedeutung einnimmt (vgl. Scott Brown 1989). In der kaum durch paradigmatischen Konsens oder formale Regeln strukturierten Disziplin (vgl. III/1.1) wird mit Verweisen auf Referenzgebäude und berühmte Namen argumentiert, nicht mit kodifizierten Theorien und allgemein verbindlichen Wahrheits- und Qualitätskriterien architektonischer Expertise. Leitlinien und Handlungssicherheit vermitteln personale Vorbilder, nicht abstrakte Regelsätze. Damit aber gerät eine genuin männliche Figur zum eigentlichen Bezugspunkt architektonischer Expertise: der Architekturstar.⁶⁷

Tatsächlich sind Frauen im Architekturberuf *numerisch* massiv untervertreten. Obschon sich in den letzten 25 Jahren die Zahl der Absolventinnen an Schweizer Hochschulen mehr als verdoppelt hat⁶⁸ und sich auch die Teilhabe der Frauen am Mittelbau auf einen Anteil von 38 Prozent erhöhte⁶⁹, sind Architektinnen sowohl im Berufskontext wie auch in den höheren Positionen des Universitätssystems nach wie vor eine ausgesprochene Minderheit. Der Architekturberuf gehört mit einem Frauenanteil von 12 Prozent erwerbstätigen Architektinnen (zusammen mit den Ingenieurberufen und der Physik) auch heute noch zu den am stärksten geschlechtersegregierten akademischen Berufen der Schweiz.⁷⁰ Im Verbund mit den zwei oben ausgeführten Faktoren wird durch die Untervertretung von Frauen im Beruf trotz vermehrter weiblicher Teilhabe an Hochschulen das männliche Image der Disziplin Architektur insgesamt reproduziert.

67 | Die amerikanische Architektin und Architekturprofessorin Denise Scott Brown (1989) schildert in ihrem autobiographisch inspirierten Essay zum Star-System in der Architektur sehr plastisch, wie ihre fachlichen Leistungen seit ihrer Büopartnerschaft mit ihrem weltberühmten Lebensgefährten Robert Venturi diesem schlichtweg einverleibt wurden.

68 | Im Winter 2000/2001 waren 39 Prozent der Architekturstudierenden an Schweizer Hochschulen weiblich (vgl. BfS 2001a).

69 | Vgl. BfS Spezialauswertung basierend auf BfS (2001b).

70 | Vgl. BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000. Die Praxis, akademische Eliten aus den Berufseliten (und nicht über akademische Qualifikationsverfahren) zu rekrutieren, erklärt vermutlich auch den mit 5 Prozent unterdurchschnittlich kleinen Anteil an Professorinnen in der Architektur (Gesamtschweiz 2000: 8%; vgl. BfS 2001b bzw. darauf basierende Spezialauswertung).

Inszenierung der Geschlechterdifferenz:

Männliche Beruflichkeit, weibliche Geschlechtlichkeit

Die symbolische und die numerische Untervertretung von Frauen in höheren Positionen der Architektur bilden gewissermaßen einen Subtext für die alltägliche Herstellung und Darstellung von Geschlechterdifferenzen. Das *doing gender* wird in der Architektur dort besonders augenfällig, wo die epistemische Praxis eng mit einer *körperlich-theatralischen* Darstellungsdimension verknüpft ist, wie beispielsweise in der Institution der Jury. Die Jury spielt nicht nur im professionellen Kontext eine herausragende Rolle, sondern auch in der Ausbildung. Studentische Arbeiten werden im Rahmen von Jurysitzungen vorgestellt, dargestellt und diskutiert.⁷¹ Neben einer offenkundig didaktischen Absicht haben die Jurysitzungen auch eine kulturelle Bedeutung. Der Jurykontext lässt sich als eine Bühne lesen, auf der ein Modell professionellen Handelns inszeniert wird, in dem die Darstellung von Objekten in die (Selbst-)Darstellung von Personen übergeht.⁷² Präsentation und Evaluation von Architektur-Projekten sind eng verbunden mit mehr oder weniger routinierten Aufführungen von Professionalität. Die architekturtypischen Modi der Darstellung und Selbststilisierung werden im Kontext der Jury demonstriert, ausagiert und eingeübt. In diesen Jurysitzungen lernen die werdenden Architektinnen und Architekten, nicht nur ihre Projekte, sondern auch sich selbst in professioneller Manier darzustellen. Die Sprache der professionellen (Selbst-)Präsentation ist eine körperlich-gestische, wie die Gebärde des Architekturprofessors plastisch macht, der sich mit der linken Hand über den Hinterkopf ans rechte Ohr greift, um damit zu symbolisieren, dass ein studentischer Entwurf unnötig kompliziert daherkommt.⁷³

Ein zentraler Aspekt dieser Selbstpräsentation ist die Zurschaustellung formal-ästhetischer Kompetenz. Durch Expertenschaft in Sachen ›guter

71 | An der untersuchten Hochschule sind für dieses Modell der vergleichenden Kritik die Begriffe ›Zwischen- und Schlusskritik‹ gebräuchlich.

72 | Nach Dana Cuff (1991) führt das in der Regel durch mehr oder weniger berühmte Architekten in der Rolle von Gastkritikern ergänzte Kritikmodell der Jury auch ein professionalisierungsstrategisches Argument vor: »Full-fledged architects hold positions that can be challenged only by other full-fledged architects (other jurors) and not by the public, other professionals, or clients« (ebd.: 126).

73 | Die körperlich-performative Ebene im Rasonieren über Architektur bildet eine kohärente Parallele zum architektonischen Produkt, dessen Medium ja ebenfalls nicht die Sprache, sondern die Visualisierung ist. Beispielhaft dafür ist folgender Rat, mit dem ein Professor eine Studentin im Rahmen einer Tischkritik anleitet: »Sie müssen Argumente bringen. Und diese Argumente sind Schnitte [d.h. ein bestimmtes Genre von Plänen]. Ihr Projekt muss sich dem Betrachter visuell eröffnen.«

Form« wird zugleich *Professionalität* und *Zugehörigkeit zur Community* ausgedrückt. Eine wesentliche Rolle für diese Zurschaustellung spielen im Kontext der Jury die äußere Erscheinung und das Auftreten: Kleidung, Haarschnitt und Schreibutensilien, ein gepflegtes Äußeres, aber auch eine filigrane Gestik und eine spezialisierte Zeigetechnik. Diese Attribute und Gesten haben teilweise einen eindeutigen geschlechtlichen Index. Zudem stehen sie männlichen Architekten als ein differenziertes und eindeutiges Repertoire zur Verfügung, während das weibliche Repertoire an materialen Attributen und Inszenierungsgebärden diffuser und weniger eindeutig als Zeichen von Professionalität und Zugehörigkeit zu dechiffrieren ist. Einige typische, wenn auch Modeströmungen unterworfenen, Insignien der männlichen Stilfigur »Architekt« sind auffallende Brillen in zuweilen avantgardistischen Formen, Backenbärte, ultrakurz geschnittenes Haar und Kleidung in mehrheitlich dunklen Farben, die je nach akademischer Position ihre Herkunft aus Designerboutiquen deutlich zeigt, und die zuweilen durch einen kühnen Stilbruch (z.B. durch das Tragen von Turnschuhen) ungemein keck inszeniert wird. Viele dieser »Architektenmarker« sind ausgesprochen geschlechtstypisch (z.B. Backenbärte und kahl rasierte Schädel) und kommen im weiblichen Stil-Repertoire nicht vor. Auch bestimmte Gesten, mittels derer sich Professionalität darstellen lässt, wie beispielsweise das Zücken eines in der Brusttasche steckenden Feinzeichner-Bleistifts, mittels dem sich auf Plänen und Darstellungen ad hoc Veränderungen anbringen lassen, stehen Frauen aufgrund ihrer körperlichen Verfasstheit (und der damit verbundenen Angemessenheitsvorstellungen) nicht zur Verfügung.⁷⁴

Die idealtypische Architektin legt zwar Wert auf ihr Äußeres, sie formuliert zuweilen auch ein deutliches Stilbewusstsein, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen unterscheidet sie sich mit diesem Bestreben aber nur unwesentlich von einer Vielzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen aus völlig anderen, kunst- und designfernen Berufen, die sich ebenso stilsicher (und geschlechtsangemessen) aus dem insgesamt ohnehin breiteren weiblichen Kleidungsrepertoire zu bedienen wissen. Während männlichen Architekten eine disziplinäre Kleidungsordnung und ein spezifischer Gestenvorrat zur Verfügung stehen, existieren für Architektinnen keine vergleichbaren Codes. Die nicht vorhandene Kleidungs- und Aufmachungsordnung bietet folgerichtig auch weder Identifikations- noch Distinktionspotenzial.

Dies macht die Architektur zu einem paradoxen Fall, was das Ineinandergreifen von Geschlechtlichkeit, Professionalität und Zugehörigkeit be-

74 | Nicht nur haben Damenblusen im Gegensatz zu Herrenhemden in der Regel keine Brusttaschen. Ein gegebenenfalls darin eingesteckter Stift würde vom Betrachter vermutlich ohnehin eher als erotische Provokation denn als Zeichen architekturtypischer Professionalität interpretiert.

trifft. Die Verflechtung von sachlicher und personaler Darstellung, wie sie sich zugespitzt am Beispiel der Jury beobachten lässt, bedeutet für Männer und Frauen zwar gleichermaßen Gelegenheit und Zwang, durch ihre körperliche Präsenz als ganze, geschlechtliche Personen in Erscheinung zu treten. Das *doing gender* steht jedoch für Männer und Frauen in einem unterschiedlichen Verknüpfungsverhältnis zum *doing professional*. Die Sorgfalt und die Zeit, die Architekten in ihre äußere Erscheinung und ihr Auftreten investieren (und die in den drei naturwissenschaftlichen Untersuchungsdisziplinen falls überhaupt, dann nur für Frauen als angemessen gälte) und die zuweilen filigrane Gestik, mit der sie sich im Jurykontext ausdrücken, scheint auf den ersten Blick der Differenzierung der Geschlechter entgegenzuwirken. Überraschenderweise stellt in der Architektur aber gerade das geschlechtsuntypische Verhalten der Männer einen besonderen Marker für Professionalität dar. Architekten machen sich durch die gesteigerte Sorgfalt auf ihr Äußeres als solche erkennbar.⁷⁵ Damit nutzen sie einen Spielraum zur Inszenierung von Professionalität und Zugehörigkeit, der Architektinnen nicht zur Verfügung steht. Im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen gilt eine besondere Betonung ihres Äußeren bei Frauen als geschlechtstypisch und lenkt damit die Aufmerksamkeit eher auf ihr (falsches) Geschlecht als auf ihre Professionalität.⁷⁶ Vereinfacht gesagt, evoziert die erhöhte Aufmerksamkeit auf das eigene Erscheinungsbild bei Architektinnen das Hervortreten ihrer Geschlechtlichkeit, bei Architekten dagegen eine Akzentuierung ihrer Beruflichkeit. Damit finden sich Architektinnen in einer ›verzwickten‹ Situation: Solange sie in einer Disziplin tätig sind, in der ihr Geschlecht grundsätzlich das falsche ist, bietet sich ihnen gar nicht die

75 | Ein Blick über die Wissenschaft hinaus zeigt, dass Architekten selbstverständlich nicht die einzige Berufsgruppe sind, die dem männlichen Stil große Aufmerksamkeit zukommen lässt. Im Gegensatz zu Managern, die viel Wert auf teure Markenanzüge legen und damit einem hoch spezialisierten Code Folge leisten (vgl. Hartmann 1996: 118ff.), spielt die architekturtypische Kleidungsordnung aber gerade nicht mit der Assoziation der an die Berufsrolle geknüpften ›Uniform‹. Vielmehr versteht sie sich als Ausdruck einer den Graben von Beruflichkeit und Persönlichkeit überbrückenden unverwechselbaren Individualität, die sich auch nach Arbeitsschluss nicht ablegen lässt.

76 | Diese Argumentation wird anhand einer uns zugetragenen Geschichte plastisch, in der eine junge Architektin berichtet, ihr sei anlässlich einer Jurykritik ihr gepflegtes Äußeres als Manöver unterstellt worden, durch die einseitige Übersteigerung ihrer Geschlechtlichkeit von ihrem Entwurfsprojekt abzulenken. Ersetzt man in einem Gedankenexperiment die weibliche Studentin durch einen männlichen Kollegen, wird deutlich, dass derselbe Vorwurf an einen Mann gerichtet vollkommen absurd wäre.

Möglichkeit, die Darstellung von Beruflichkeit und Geschlechtlichkeit in zufriedenstellender Weise zu verbinden.

2.1.4 Botanik

Botanik: Ein Amusement für Damen

Das Geschlecht der Botanik ist bereits in der Disziplinengeschichte des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts angelegt. Es beruht auf zwei miteinander verschränkten Entwicklungssträngen, die eine symbolische Verweiblichung der Disziplin begünstigen. Einerseits erlaubte die im Geist der Aufklärung stehende weibliche Konnotation des disziplinären Phänomenbereichs (vgl. Steinbrügge 1992; Opitz u.a. 2000) botanisch interessierten Frauen schon sehr früh den Zugang zum Studium von Natur und Pflanzen.⁷⁷ Andererseits bietet die im 19. Jahrhundert nur unvollständig vollzogene fachliche Professionalisierung und Expertisierung der Botanik, die unter anderem mit dem niederschweligen Zugang zum disziplinären Forschungsgegenstand zusammenhängt, bis in die heutige Zeit ein Anschlusspotenzial für wissenschaftliche Laien beiderlei Geschlechts.⁷⁸

Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Studium der Pflanzen im Zuge der Etablierung der relativ simplen linnéschen Klassifikationsmethoden für wissenschaftliche Laien in Mode gekommen (vgl. II/1). Unter Frauen waren es vor allem die Damen der Mittel- und Oberschicht, die im 18. Jahrhundert an der neuen Leidenschaft des Pflanzenstudiums teilhatten. Bis ins 19. Jahrhundert galt die Botanik als »Amusement for Ladies« (Shteir 1996: 157), als ein Studium aus purer Neugierde (vgl. Schiebinger 1989: 243), das seinen Betreiberinnen nichts als Geduld und Fleiß abverlangte. Die »Schicklichkeit« der botanischen Betätigung für Damen war mit der in der neuzeitlichen Vorstellungswelt tief verankerten Korrespondenz von Weiblichkeit und Natur derart gut legitimiert (vgl. Volland 1999), dass die Botanik zeitweise sogar zur weiblichen Wissenschaft *par excellence* wurde (vgl. Schiebinger 1989: 241). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hing der Disziplin eine Reputation der Unmännlichkeit an, die sie für

77 | Ann B. Shteir (1996) hat die unterschiedlichen, mehr oder weniger wissenschaftsnahen Beiträge botanisch tätiger Frauen in England zwischen der Mitte des 18. und des 19. Jahrhunderts aufgearbeitet; dem Wirken botanischer Illustratorinnen und ihrer Auftraggeberinnen im 18. Jahrhundert ist Gerlinde Volland (1999) nachgegangen.

78 | Im Gegensatz zur »neuen Biologie« galt die traditionelle Naturgeschichte, deren Fokus auf Sammlung, Inventarisierung und Deskription ausgerichtet war, und der zumindest Teile der Botanik zuzurechnen sind, auch noch am Ende des 19. Jahrhunderts als populäre Disziplin (vgl. Nyhart 1996: 426).

ambitionierte junge Männer zu einem zweifelhaften Unternehmen machte (vgl. ebd.: 242).

Die Situation von Frauen und wissenschaftlichen Laien zeichnete sich jedoch gleichermaßen durch eine wissenschaftliche Randstellung aus. Schon in der Blütezeit ihrer Partizipation hatten beide Gruppen in der Regel weder wissenschaftlich publiziert, noch war ihnen der Zugang zu wissenschaftlichen Institutionen gewährt worden; ihre Beteiligung beschränkte sich vielmehr auf ästhetische Aspekte bzw. auf praktische *skills* (vgl. Shteir 1996; Volland 1999). Obschon sich mit der fortschreitenden Verwissenschaftlichung und Professionalisierung der Botanik im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine männliche Wissenschaftselite etablierte (vgl. de Chadarevian 1996), verhinderte der voraussetzungslose Zugang zum botanischen Gegenstand den durchgängigen Ausschluss wissenschaftlicher Laien und mithin auch von Frauen (vgl. Shteir 1996). Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trieben ambitionierte Laien der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ihre botanische Leidenschaft fern der wissenschaftlichen Institutionen in jenen regionalisierten Nischen weiter, die sich im Ausdifferenzierungs- und Professionalisierungsprozess gebildet und teilweise bis ins 20. Jahrhundert bewahrt haben.

An den Hochschulen ist die Botanik heute ein von Frauen gerne gewähltes und für diese mit geringen Zugangsbarrieren versehenes Fach – darauf deutet das vorhandene Zahlenmaterial (das sich allerdings auf die gesamte Biologie bezieht) mit einiger Plausibilität hin.⁷⁹ Denn obschon in den Statistiken zur Biologie als Ganze auch die weitaus weniger weiblich geprägte Molekularbiologie enthalten ist, übersteigt der Frauenanteil von 47 Prozent⁸⁰ im Biologiestudium nicht nur bei weitem den Durchschnitt der naturwissenschaftlichen Disziplinen insgesamt, er liegt sogar leicht über dem gesamtschweizerischen Durchschnitt weiblicher Studierender überhaupt. Die mit 34 Prozent⁸¹ auch unter dem Hochschulpersonal verhältnismäßig hohe weibliche Teilhabe an der Biologie nimmt dagegen mit steigender Position kontinuierlich ab. Den beinahe 40 Prozent Frauen im Mittelbau steht gesamtschweizerisch ein Anteil von 11 Prozent bei den Profes-

79 | Ursache dafür, dass kein statistisches Zahlenmaterial für die Botanik vorliegt, ist die Entkoppelung von Hochschul- und Forschungssystem (vgl. I/3). Im für die Statistik relevanten Hochschulsystem sind organismische und molekulare Biologie Teilgebiete *eines* Faches.

80 | Diese und die folgenden Zahlen beziehen sich auf das Studienjahr 2000/2001 (vgl. BfS 2001a).

81 | Diese und die folgenden Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2000 (vgl. BfS Spezialauswertung, basierend auf BfS 2001b).

sorinnen gegenüber.⁸² Die mit zunehmender Höhe der Position drastisch abnehmenden numerischen Anteile spiegeln die trotz tiefer Eintrittsschwelle ungünstigen Verbleibbedingungen für Frauen.

Doing (or not doing) gender als Frage der ›richtigen‹ Koppelung

Als Feldwissenschaft bietet die Botanik ähnlich wie die Meteorologie ein besonderes Forum zur Ausagierung der Geschlechterdifferenz. An der Überpointierung des mit der Arbeit im Feld verbundenen Heroismus haben in der Botanik gleichwohl beide Geschlechter ihren Anteil. Der botanische Feldheroismus bildet überdies nicht so sehr ein Vehikel zur Ironisierung, sondern vielmehr zur Dementierung unterschiedlicher, in der historischen Entwicklung der Disziplin angelegter Stereotype. Er setzt zunächst an einer der Stilisierung der Körper in der Architektur entgegengesetzten Darstellung von Professionalität an. In der botanischen Feldarbeit scheint der Körper zu einem (geschlechtslosen) Instrument der Wissenschaft zu mutieren⁸³, wie der folgende Ausschnitt aus einem Feldprotokoll illustriert:

»An einem Nachmittag begleite ich die Postdoktorandin Daniela Felber ins Feld. In einer feuchten Auenlandschaft will sie Wurzelmessungen vornehmen. Bei ihrer Arbeit mehr schlecht als recht geschützt durch dicke Fischerhosen, wird Daniela schmutzig und klatschnass. Das Messen ist nicht sonderlich anstrengend, die notwendigen Körperhaltungen sind dagegen extrem unbequem, das Waten durch das Moor in diesen seltsamen Hosen irritiert, das lange Stehen ermüdet. Trotz des recht schönen Wetters wird es mit der Zeit in dem feuchten Moor auch empfindlich kühl. Außerdem sehen wir beide zum Schreien komisch aus in unseren dick-plusternden und viel zu großen Hosen. Weiblichkeit, so geht es mir durch den Kopf, wird bei einer derartigen Arbeit nicht nur vollkommen neutralisiert, überhaupt dient der Körper in erster Linie als Instrument, der ›gebraucht‹ wird und ›funktionieren‹ muss und auf dessen Unzulänglichkeiten keine Rücksicht genommen werden kann. Auf der Rückreise frage ich Daniela, ob sie nicht völlig durchfrozen sei. Diese meint, das sei nicht mehr so schlimm, früher hätte sie jeweils fürchterlich gefroren, inzwischen habe sie aber zugenommen und das sei ganz praktisch, da friere man weniger.«

82 | Die ›von Hand‹ ausgezählten Frauenanteile an den botanischen Instituten verschiedener Schweizer Universitäten bestätigen insgesamt die Tendenz: Während auf Diplomstufe und teilweise auch auf Doktoratsstufe die Frauenanteile sogar höher sind als diejenigen der Männer, nimmt die weibliche Teilhabe mit zunehmender Position rasch ab. Auf der Ebene der Professuren ist der Frauenanteil nach wie vor vernachlässigbar.

83 | Vgl. Kutschmann (1986) zur historischen Variabilität der Rolle, die der Körper in den Naturwissenschaften spielt und zur Tendenz einer Verdrängung des spezifischen Körpers in den Naturwissenschaften.

Die beobachtete geradezu demonstrative Unterordnung des Körpers unter die Anforderungen des Feldes kulminiert am *Institut für Botanik* im Topos von der »Härte der Feldarbeit« (vgl. III/1.3).⁸⁴ Diese an sich männlich konnotierte Heroisierung körperlicher Zumutungen im Feld (vgl. Oreskes 1996) besitzt in unserer Fallstudie der Botanik für die beiden Geschlechter allerdings eine unterschiedliche Funktion. Den männlichen Wissenschaftlern dient der Feldheroismus als Kompensationsstrategie, die ihre Arbeit in einer historisch als verweiblicht und amateurnah abgewerteten Disziplin symbolisch aufwertet. Den Wissenschaftlerinnen dagegen bietet der Topos der harten Feldarbeit einen Ansatzpunkt, ihre Forschungstauglichkeit unter Beweis zu stellen und damit ein Geschlechterstereotyp – dass Frauen für derart harte physische Arbeiten ungeeignet seien – empirisch zu widerlegen. Diese gewissermaßen im Feld gesättigte »Frauentauglichkeit« lässt sich umstandslos auf geschlechtlich ohnehin weniger eindeutig codierte Räume wie den Computerarbeitsplatz, das Gewächshaus oder das Labor verlagern.⁸⁵

Die mit der experimentellen Praxis im Feld, im Garten und im Gewächshaus verbundene apparatebezogene manuelle Arbeit bietet an sich, wie bereits für die Pharmazie erwähnt, eine Gelegenheit zur Inszenierung von Geschlechterdifferenzen. Von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des botanischen Instituts wird diese (im Vergleich zum pharmazeutischen Labor weitaus weniger technisierte und technikbezogene) Arbeit liebevoll als »Bastelei« und »Spielerei« bezeichnet. Mit teilweise beträchtli-

84 | Nebenbei bemerkt: Der diesem Körperverhältnis korrespondierende Kleidungscode ist der *Outdoor-Look*, dessen sich die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen des untersuchten Instituts auch dann vorzugsweise bedienen, wenn keine Arbeiten unter erschwerten Witterungsbedingungen anstehen. *Trekking*-Kleidung lässt sich in keine Genealogie eines männlichen oder weiblichen Kleidungsinventars einordnen. Vielmehr ist die *Unisex*-Ideologie geradezu ein Markenzeichen dieser Bekleidung, die Funktionalität und technischer Raffinesse den Vorzug vor formal-ästhetischen Kriterien einräumt. Kurzum: Das geschlechtsindifferente Image des Kleidungsstils, mittels dessen in der Botanik Professionalität inszeniert wird, erlaubt beiden Geschlechtern, das *doing professional* mit einem *undoing gender*, einer Dethematisierung ihrer Geschlechtszugehörigkeit, zu verbinden.

85 | Den Grund für die unterschiedliche Auswirkung des Feldheroismus auf Wissenschaftlerinnen in unserer Studie und derjenigen von Oreskes (1986) vermuten wir in der Tatsache, dass im Unterschied zu Oreskes' Fallstudie Wissenschaftlerinnen am untersuchten Institut nicht in der Minderheit sind. Damit befinden sie sich nicht in der Situation von *tokens* (Kanter 1977), die als Ausnahmefrauen einer erhöhten Sichtbarkeit und einem enormen Anpassungsdruck ausgesetzt wären.

chem Einfallsreichtum werden Alltagsgegenstände – wie Kunststoff-Fußmatten, Babybadewannen oder bunte Wollfäden – in Apparaturen transformiert, die das Manko eines spezialisierten Marktes für Gerätschaften zur experimentellen Pflanzenforschung kompensieren. Typischerweise entstammen diese Gegenstände dem Gartenbaucenter bzw. der Haushaltswarenabteilung. Durch die ihnen zugewiesenen Einsatzbereiche Haushalt und Garten sind sie geschlechtlich bereits vorgedeutet; insbesondere die hausarbeitsnahen Gegenstände werden gesellschaftlich einer weiblichen Sphäre zugeschrieben, während Utensilien der Gartenarbeit keine vergleichbar eindeutige geschlechtliche Zuweisung in sich tragen. Die zur Herstellung der teilweise raffinierten *tools* notwendigen Fertigkeiten – je nach Gerätschaft eher handwerklicher oder handarbeiterischer Natur – sind ebenfalls geschlechtlich codiert. So steht das abendfüllende Nähen kleiner Gaze-täschchen für den Einsatz in einem Bestäubungsexperiment als Beispiel für eine typisch weibliche, das Zusammenschweißen von Zinkblechen zur Herstellung eines Schneckengeheges für ein Experiment zur Biodiversität als Exempel einer typisch männlichen Tätigkeit. Auch die an anderer Stelle (vgl. III/1.3) beschriebene Beziehungsarbeit zwischen Forscher bzw. Forscherin und Pflanze, das »sich einfühlen«, das in einem »fast persönlichen Verhältnis zu jeder Pflanze« kulminiert, spielt auf Geschlechterstereotype an.

Die in Gegenständen und Praktiken angelegten Potenziale zur Darstellung von Geschlechterdifferenzen bieten Männern und Frauen Spielräume zur Inszenierung einer besonderen Passung von geschlechtlicher und professioneller Identität, wie auch zum Unterlaufen dieser vermeintlichen Verklammerung. Am untersuchten Institut werden diese Freiräume flexibel genutzt. Während eine Botanikerin ihre physisch belastende Feldarbeit mit großen, schweren Geräten in Begriffen des »sich Durchkämpfens« beschreibt, streicht ein männlicher Kollege gerade das Filigrane seiner manuellen Kleinstarbeit als besonderen *skill* hervor. Das *doing gender by doing science* entpuppt sich in der Botanik als ein mehr oder weniger beliebig koppelbarer Mechanismus, der situativ und kontextspezifisch ausgedeutet werden kann. Darin bietet sich männlichen wie weiblichen Wissenschaftlern eine Chance, ihr je nach Perspektive jeweils »falsches« Geschlecht durch die »richtige« geschlechtliche Koppelung wettzumachen.

2.2 Geschlechtsmarkierungen: Optionen und Restriktionen

Die theoretische Ausgangsformel unserer Überlegungen, *doing gender while doing professional*, suggeriert eine gerichtete Verschränkung von Darstellungspraktiken: Die Inszenierung von Geschlechtlichkeit, so die implizierte These, läuft in einer bestimmten Art der Inszenierung von Professionalität

immer schon mit. Unser empirisches Material liefert jedoch Indizien für ungleich multiplere Formen des Ineinandergreifens von Geschlechts- und Berufsdarstellung. Das Formenspektrum entfaltet sich vor dem Hintergrund der geschlechtlichen Etikettierung der jeweiligen Disziplin.

Die numerische, symbolische und historische Dominanz von Männern in der *Architektur* verdichtet sich zu einem unzweideutig männlichen Image der Disziplin. Sozusagen nahtlos an das männliche Geschlecht der ganzen Disziplin schließt die Vergeschlechtlichung des interaktiven *doing professional* an, das von Männern männlich definiert ist und von den Darstellenden die entsprechende Geschlechtszugehörigkeit erfordert. Vor diesem Hintergrund sind Frauen qua ihres Geschlechts die ›Anderen‹, denen sich keine Möglichkeit bietet, ihr ›falsches‹ Geschlecht zu kompensieren.

Die *Pharmazie* ist durch die Assoziation mit dem Apothekerberuf eine weiblich codierte Disziplin. Auf ›Inseln der Weiblichkeit‹, die der hohe Frauenanteil ermöglicht, entfalten sich den Pharmazeutinnen einerseits Potenziale für ein *doing gender*. Andererseits ist die Pharmazie derart stark mit Weiblichkeit gekoppelt, dass Frauen sich auch geschlechtsuntypisches Verhalten (wie z.B. eine Vorliebe für den Umgang mit komplexer, kostspieliger Apparatur) leisten können, ohne deswegen den Verlust ihrer Weiblichkeit befürchten zu müssen. Die Darstellungen von Geschlecht und von Professionalität stehen für Frauen – ganz im Gegensatz zum Fall der Architektur – nicht in einem widersprüchlichen Verhältnis.

Für die *Botanik* ist ihr weibliches Geschlecht, insbesondere in seiner Koppelung mit dem historisch überlieferten Nimbus der Amateurnähe, eine Hypothek. Das *doing professional* einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist denn auch weniger von deren individuellem Geschlecht abhängig oder auf dieses bezogen, als vielmehr von der Notwendigkeit, das prestigeschmälernde Geschlecht der Disziplin durch eine besondere Inszenierung von Professionalität zu dementieren. Das *doing gender* ist dem *doing professional* gewissermaßen nachgeordnet. Wo individuelle Freiräume für die Inszenierung von Geschlecht bestehen, wird folgerichtig eher eine Geschlechtsindifferenz betont bzw. situations- und kontextspezifisch unterschiedlich an ein *doing male* oder *doing female* angedockt.

Das Geschlecht der *Meteorologie* ist weniger eindeutig festgelegt als das der Architektur, der Pharmazie und der Botanik. Es bestimmt sich relational, d.h. im Verhältnis zum Geschlecht jener Disziplinen, aus denen die Meteorologie ihren Nachwuchs rekrutiert und denen gegenüber sie als weniger männlich codiert erscheint. Vermutlich liegt die Erfahrung, die Wissenschaftlerinnen zuvor in jenen anderen Disziplinen gemacht haben, der Tatsache zugrunde, dass sie die neu gewonnenen Freiräume für das Spiel mit der Geschlechterinszenierung in der Meteorologie phantasievoll und bewusst ausloten. In der Folge ist auch die Koppelung zwischen der Darstel-

lung von Geschlecht und derjenigen von Professionalität lose und offen für neue Ausdeutungen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Spielarten der verschränkten Darstellung von Geschlecht und Professionalität nicht in erster Linie von der numerischen Komponente der disziplinären Vergeschlechtlichung abhängig sind. Entscheidend ist vielmehr das Mischungsverhältnis der verschiedenen, das Geschlecht der Disziplin determinierenden Faktoren. So stellen Frauen im Mittelbau und besonders in den hohen Positionen des Universitätssystems zwar in allen vier Disziplinen eine Minderheit dar, ihre numerische Minderheitenposition wirkt sich aber nicht in sämtlichen Disziplinen gleich aus. Im Gegensatz zu Rosabeth Moss Kanter (1977), die einen direkten Zusammenhang zwischen numerischer und sozialer Integration postulierte, zeigt unsere Studie, dass die numerische Geschlechterproportion allein noch wenig aussagt. Die zahlenmäßige Unterlegenheit wird erst dann zu einem offensichtlichen Problem, wenn das Fach kulturell männlich codiert ist, wie in unserer Studie die Architektur.

Für die Architektur, wo die Darstellung einer bestimmten Spielart männlicher Geschlechtlichkeit eine notwendige (wenn auch nicht hinreichende) Bedingung für das *doing professional* bildet, lässt sich die Formel *doing gender while doing professional* geradezu umkehren: *Doing professional while doing male* müsste eine Präzisierung der architekturtypischen Kopplung von Beruflichkeit und Geschlechtlichkeit lauten. In diesem Fall (und nur hier) kommt es zu dem postulierten Widerspruch zwischen der Inszenierung von Professionalität und der Darstellung von Weiblichkeit. Denn Frauen sind in der Architektur nur um den Preis einer (kaum realisierbaren) Dementierung ihrer eigenen Geschlechtlichkeit imstande, ihre wissenschaftliche Professionalität unter Beweis zu stellen. In den beiden weiblich codierten Disziplinen fanden wir keine vergleichbar ausgeprägte Kopplung. Obschon die pharmazeutische Praxis Ansatzpunkte für die Darstellung weiblicher Geschlechtlichkeit bereithält, ist die Inszenierung von Professionalität umgekehrt nicht an ein wie auch immer geartetes *doing gender* gebunden. Von der individuellen Geschlechtsdarstellung einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gänzlich entkoppelt ist das *doing professional* in der Botanik, wo Professionalität von beiden Geschlechtern gerade über eine Ausschaltung des Körpers und seiner Geschlechtlichkeit, also gewissermaßen durch ein *undoing gender* hergestellt wird. Schlichtweg unterlaufen werden sowohl das *doing gender while doing professional* als auch dessen Umkehrformel in der Meteorologie. Diese geschlechtlich nicht eindeutig codierte Disziplin bietet vielmehr Spielräume für das Kokettieren mit Stereotypen und das überpointierte Persiflieren von Geschlechterschemata.

Männlich und weiblich codierte Disziplinen verlangen den Angehörigen des jeweils ›falschen‹ Geschlechts durchaus verschiedene Anpassungs-

leistungen ab. Für die Männer in der Botanik und Pharmazie stellt sich die Situation anders dar als für die Frauen in der Architektur. Durch die weitgehende Dissoziation des *doing gender* und des *doing professional* in diesen Disziplinen entstehen Freiräume, die männliche Wissenschaftler durchaus für sich zu nutzen verstehen. Auch für Angehörige des jeweils ›richtigen‹ Geschlechts unterscheiden sich die Rahmenbedingungen, in denen Männer und Frauen sich bewegen. Während männlichen Architekten der Raum zur Verfügung steht, mit einer spezifischen, wenig stereotypen Variante des *doing male* zu spielen (der eher geschlechtsuntypischen Sorgfalt für die äußere Erscheinung), loten Pharmazeutinnen und Botanikerinnen Freiräume aus, die ihnen je nach Kontext eine Betonung, eine Neutralisierung oder selbst eine Dementierung ihrer Geschlechtlichkeit ermöglichen. Wo schließlich die geschlechtliche Codierung wie in der Meteorologie ambivalent und nicht eindeutig entscheidbar ist, entstehen neue Freiräume: Meteorologen beiderlei Geschlechts zeigen, wie mit der Uneindeutigkeit bezüglich der Inszenierung der Geschlechterdifferenz gespielt werden kann.

Die Darstellungen von Wissenschaftlichkeit und von Geschlecht sind, so unser Fazit, in verschiedenen Disziplinen auf unterschiedliche Weise miteinander verflochten. Entscheidend für das Ausmaß der Darstellungsspielräume ist nicht nur die geschlechtliche Etikette der Disziplin, sondern auch die Geschlechtszugehörigkeit der Akteure. Während in geschlechtlich unbestimmten und in weiblich codierten Disziplinen die Spielräume unabhängig vom Geschlecht der einzelnen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen weit sind, wird in einer ausgeprägt männlich attribuierten Disziplin wie der Architektur die Geschlechtszugehörigkeit für Frauen zu einem sozial signifikanten Unterscheidungsmerkmal. In der Interaktionssituation des *doing science* ist demnach der Geschlechterunterschied kein omnirelevanter Strukturierungsfaktor, unter bestimmten Bedingungen kann die Klassifizierung nach Geschlecht aber durchaus sozial wirksam und konsequenzenreich werden. Damit bildet ihr Geschlecht für die einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler je nach disziplinärem Kontext einen Stolperstein, einen Katalysator oder lediglich ein irrelevantes Beiwerk für die karriereförderliche Inszenierung professioneller Zugehörigkeit und wissenschaftlicher Expertise.